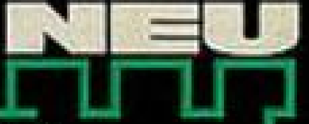
1,80 DM / Band 563
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Totensturm der Geisterfrau

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Totensturm der Geisterfrau

John Sinclair Nr. 563

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 18.04.1989

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Totensturm der Geisterfrau

Der Job war eintönig, doch die farbige Dina hatte sich noch nie beschwert. Sie war froh, überhaupt eine Arbeitsstelle zu haben. Auch wenn sie nur als Zimmermädchen in einem Hotel beschäftigt wurde.

Achtzehn war sie und besaß bereits die Figur einer ausgewachsenen Frau. Am liebsten trug sie die hellblauen Kittel sehr kurz, das gefiel den männlichen Gästen. Da kam auch Dinas dunkle Haut besser zum Vorschein. Die besaß die Farbe von Kaffee mit einem Schuß Milch.

Bei ihren Kolleginnen war sie nicht sehr beliebt. Frauen sind oft eifersüchtig, besonders dann, wenn die Männer eine von ihnen stark bevorzugen.

Auch an diesem Abend hatte sie wieder Dienst. Es mußten sehr viele Zimmer betreut werden, für Dina ein reiner Routinejob. Immer das gleiche, Handtücher wechseln, Betten aufdecken, vielleicht etwas aufräumen – das nächste Zimmer.

Sie sah sofort, wer in einem Zimmer wohnte. Ob Mann oder Frau.

Ob das Pärchen verheiratet war oder nicht. Das stellte sie mit geschulten Blicken fest.

Die Hälfte der Zimmer hatte sie durch, als ihr ein Mann entgegenkam. Er sah sie, blieb stehen, grinste und nickte anerkennend. »Du siehst ja super aus, Kleine. Sind alle Zimmermädchen hier so scharf wie du?«

»No, Monsieur, nur ich.«

Er strich über ihre Wange. Sie ließ es sich gefallen. »Vielleicht sehen wir uns noch.«

»Würde mich freuen, Monsieur.« Dina schaffte sogar einen angedeuteten Knicks.

»Dann aber intensiver. Ich bin für meine Großzügigkeit bekannt. Ciao, Süße!« Er ging. Am Lift drehte er sich noch einmal um und winkte ihr zu.

Dina lächelte zurück, bevor sie die nächste Zimmertür aufschloß.

In diesem Raum, das wußte sie, wohnte eine ältere Frau, die zusammen mit den anderen Mitgliedern einer Reisegruppe eingetroffen war. Dina hatte die Frau einmal kurz gesehen. Trotz der Kürze war sie ihr sympathisch gewesen. Sie hatte so ein nettes Lächeln.

Ihr Zimmer war sehr aufgeräumt, wie das Mädchen mit einem Blick erkannte. Da lag nichts herum, jedes Teil hatte seinen Platz gefunden. Die Kleidung war in den Schränken verstaut worden, der Koffer befand sich geschlossen auf der breiten Ablage.

Dina betrat das Bad. Auch dort fand sie kein Durcheinander. Der Boden zeigte keine feuchten Stellen, die Kacheln sahen aus wie frisch gewischt.

Dina stellte der Frau ein neues Duschgel hin, zwei frische Handtücher fanden ebenfalls ihre Plätze, dann schaute sie noch einmal im Zimmer nach.

Das Bett mußte noch aufgedeckt werden. Zwischen ihm und dem Fenster hatte noch der schmale Schreibtisch seinen Platz gefunden, der mehr einem Sekretär glich.

Und dort lag das Buch.

Dina besaß die gewisse Neugierde aller Zimmermädchen, die allerdings nicht so weit ging, als daß sie aufgefallen wäre. Damit der

Gast nicht am Abend in ein dunkles Zimmer treten mußte, waren die Mädchen angehalten worden, das Licht einzuschalten.

Dina knipste die Lampe auf dem Schreibtisch an. Ihr Schein breitete sich aus, sickerte auch nach unten, und das dort liegende Buch wurde ebenfalls angeleuchtet.

Dina blieb stehen. Es mußte ein altes Buch sein. Der dunkelrot schimmernde Leinendeckel sah jedenfalls so aus. Einen Titel konnte das dunkelhäutige Mädchen nicht lesen. Möglicherweise fand sie ihn auf dem Buchrücken.

Sie merkte sich genau, wie es gelegen hatte, nahm es vorsichtig in die Hände und drehte es herum.

Tatsächlich stand der Titel auf dem Buchrücken. Murmelnd las sie ihn vor. »Die Macht der Templer im Bösen und im Guten.« Dina hob die Schultern. Damit konnte sie nun wirklich nichts anfangen.

Templer. Wer oder was konnte das sein? Es hörte sich jedenfalls an wie Tempel. Und dieser Begriff besaß für Dina etwas Geheimnisvolles. Wenn sie daran dachte, dann stellte sie sich alte Gebäude in fernen Ländern vor, aber auch geheimnisvolle Kirchen, die einmal in der Vergangenheit benutzt worden waren.

So wie sie das Buch aufgenommen hatte, legte sie es auch wieder zurück. Etwas schräg, nur nicht auffallen, daß sie es in der Hand gehalten hatte.

Aber ihre Neugierde war angestachelt worden. Templer. Uralt und vielleicht sogar unheimlich. Sie wollte sehen, ob das Buch bebildert war und schlug es auf.

Nein, Bilder fand sie keine. Nur einen eng gedruckten Text in einer Sprache, von der sie nur ein paar Brocken – gerade das Nötigste – verstand.

Die Zeichnungen fielen ihr auf. Dina hatte damit gerechnet, alte Bauwerke zu sehen, wurde aber enttäuscht. Die Zeichnungen zeigten nur Personen. Oft nur angedeutet, nicht mehr als irgendwelche Umrisse, aber mit Namen versehen.

Mit einem Schrei ließ sie das Buch fallen. Es war plötzlich heiß wie Feuer geworden.

Das Buch fiel auf den Schreibtisch. Sie starrte auf den Deckel, anschließend auf ihre Handfläche, weil sie das Gefühl hatte, sich verbrannt zu haben.

Ja, sie war gerötet…

Durch das Buch.

Nervös huschte die Zungenspitze über die Oberlippe. Das Buch ließ sie nicht aus den Augen, als sie die rechte Hand vorstreckte und der Zeigefinger wie die Spitze einer Lanze gegen den Deckel stach.

Sie berührte ihn.

Sofort zog sie die Hand wieder zurück. Es war nur mehr ein Reflex

gewesen, verbrannt hatte sich das Mädchen nicht. Wahrscheinlich hatte sie sich dies auch beim erstenmal eingebildet, so nahm sie das Buch erneut in die Hand.

Das war ihr Fehler, denn diesmal reagierte es.

Dina wurde davon dermaßen überrascht, daß sie nicht einmal schreien konnte.

Sie hörte das puffende Geräusch. Einen Moment später flog der Deckel auf. Grellrotes Feuer schoß ihr entgegen und setzte den hellblauen Kittel in Brand.

Dina rannte weg, stürzte ins Bad. Sie drehte sofort den Hahn auf, ließ die kalte Flüssigkeit in einem dicken Strahl herausschießen und hielt den brennenden Arm darunter.

Das Wasser löschte zischend das Feuer, es kühlte und überdeckte die Schmerzen, die jedoch zurückkehrten, als Dina den Arm wegzog. Vom Gelenk bis hoch zu den Schultern war nicht nur der Stoff verbrannt, auch die Haut war stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Als schwarzes, verkohltes Etwas hing sie in Streifen herab, und Dina hatte plötzlich schreckliche Angst, sterben zu müssen. Später konnte sie selbst nicht mehr sagen, wie es ihr gelungen war, das Zimmer zu verlassen.

Irgendwie war sie auf den Hotelflur gelangt und hatte dort gräßlich geschrien.

Daß Helfer herbeieilten, war ihr nicht mehr bewußt geworden. Da hatte sie bereits bewußtlos auf dem Teppich gelegen…

***

Lady Sarah Goldwyn, Suko und ich befanden uns nicht mehr auf dem Friedhof, der so etwas wie das Prunkstück des Pariser Stadtteils Montmartre war, neben der weißen Basilika Sacre Coeur natürlich. Von einer Telefonzelle aus hatte ich ein Taxi bestellt. Zu dritt warteten wir auf den Wagen. Und das mit verdammt trüben Gesichtern oder auch nachdenklichen, denn nachzudenken gab es viel.

Eigentlich hätten Suko und ich in London sein müssen. Aber Lady Sarahs Anruf hatte dafür gesorgt, daß wir jetzt in Paris standen und uns über zwei gefährliche Fälle Gedanken machen konnten.

Beim ersten ging es um einen sechsfachen Frauenmörder, mit dem praktisch alles begonnen hatte, und – wie konnte es anders sein – auch um Sarah Goldwyn.[1]

Sie war mit einer Reisegruppe nach Paris gefahren. Angeblich, um sich zu erholen und sich ein paar schöne Tage zu machen. Tatsächlich aber wollte sie ein altes Templer-Grab auf dem Cimetiere Montmartre finden, das eine besondere Bedeutung haben sollte, wie die Horror-Oma bei der Lektüre eines entsprechenden Buches herausgefunden hatte.

Es war ihr nicht gelungen, das Grab zu finden. Sie war voll in einen Polizeieinsatz hineingetappt, der als Falle für einen Mörder aufgebaut worden war. Lady Sarah hatte mitbekommen, wie die Beamten der Sonderkommission den Killer stellten, als er über eine blonde Frau – sie spielte den Lockvogel – herfallen wollte. Der Killer war von Kugeln durchsiebt worden. Er hätte tot sein müssen. Das war er nicht. Nach den Schüssen stand er auf, eingehüllt in eine feurige Wolke, aus der zudem das Gesicht des Teufels hervorschimmerte.

Für Sarah Goldwyn, die nicht grundlos Horror-Oma genannt wurde, lag der Fall klar. Dieser Killer war kein Mensch mehr. Es mußte sich um eine Person handeln, die mit dem Teufel im Bunde stand, denn nur er konnte ihn derart beschützt haben.

Das Templergrab war vergessen. Statt dessen alarmierte sie Suko und mich, und sie rief auch noch bei Jane Collins an, die nichts Bes seres zu tun hatte, als uns zu begleiten.

Es war dann zu einem Streit zwischen uns gekommen. Jane hatte sich selbständig gemacht, weil sie unbedingt den sechsfachen Frauenmörder finden wollte.

Wer sie kannte, wußte, daß sie ihren eigenen Kopf besaß. Wir hatten sie nicht zurückhalten können. Jane war gegangen, und wir kümmerten uns um das Templergrab, zu dem uns Lady Sarah führte.

Selten zuvor waren wir drei so überrascht worden, als wir den Namen auf dem Grabstein gelesen hatten.

Manon de Valois!

Der Name Valois war gerade für mich kein unbekannter. Schließlich war Hector de Valois, ein ehemaliger Templerführer und einer der Vorbesitzer meines Kreuzes praktisch in mir wiedergeboren worden. Nun standen wir vor der Grabstätte seiner Schwester, wie Lady Sarah uns erklärte. Endlich spielte sie mit offenen Karten. Wir erfuhren von ihr, daß Hectors Schwester anders gewesen war als ihr Bruder. Sie sollte sich der Baphometh-Gruppe der Templer zugewandt haben. Um genaueres darüber zu erfahren, mußten wir in dem Buch nachschlagen, das Lady Sarah mitgenommen und im Hotelzimmer gelassen hatte. Wahrscheinlich würde uns der Weg nach der Lektüre des Buches noch einmal zum Friedhof führen.

Endlich kam das Taxi. Wir standen im Wind vor dem Eingang und wirkten ein wenig verloren.

Der Fahrer hielt neben uns. Ich stieg auf den Beifahrersitz und nannte das Ziel.

»Es wird dauern, Monsieur.«

»Weshalb?«

»In Paris ist mal wieder alles zu.«

»Das kennen wir aus London.«

Da war ich noch optimistisch. Später nicht mehr, denn wir steckten

unweigerlich fest und diskutierten darüber, ob es nicht besser war, mit der Metro weiterzufahren.

Der Fahrer hielt sich raus, nuckelte an seiner Schwarzen und schaute ansonsten den jungen Pariserinnen nach, die sich mit gekonnten Bewegungen und äußerst grazil zwischen den stehenden Fahrzeugen herschlängelten.

»Wann flacht denn der Betrieb ab?« fragte ich.

»Am späten Abend.«

»Ah so.«

Endlich kamen wir weiter. Auch nur, weil unser Fahrer den Gehsteig benutzte. Erwischt wurden wir nicht. Schließlich erreichten wir sogar den Hotelturm, dessen Fassade ein Bild aus dunklen und hellen Rechtecken bildete.

Ich zahlte, legte noch ein Trinkgeld drauf und sah den Fahrer gequält grinsen, als ich ihm eine gute Fahrt wünschte.

Mir fiel ein Krankenwagen auf, der mit rotierendem Dachlicht vor dem Eingang stand.

Auch Suko und Lady Sarah waren nicht weitergegangen. »Da muß etwas passiert sein«, sagte die Horror-Oma. »Ich habe wieder so ein komisches Gefühl.«

»Ja, ja, du mit deinen Gefühlen.« Ich winkte ab und betrat die breite Lobby.

Dort sah ich zwei Uniformierte neben einem Weißhaarigen im dunkelblauen Anzug stehen. Er wirkte wie ein smarter Manager, bestimmt leitete er das Hotel.

»Ich habe bestimmt keine Erklärung dafür, wie das Feuer im Zimmer 504 ausbrechen konnte. Tut mir leid. Sie müßten schon die Zeugin fragen, doch die ist nicht in der Lage, Ihnen Rede und Antwort zu stehen. Die Verletzungen haben sie doch stark mitgenommen.«

Ich war nicht weitergegangen, denn die Nummer hatte bei mir ein Alarmsignal ausgelöst. Hastig winkte ich Sarah Goldwyn und Suko herbei.

»Der Brand fand in deinem Zimmer statt«, sagte ich.

»Welcher Brand?«

»Dabei ist jemand verletzt worden.«

Lady Sarah bekam kugelrunde Augen, konnte ansonsten jedoch keine Antwort geben.

Ich wollte mich schon an den Manager wenden, als sich eine der breiten Lifttüren aufschob. Zwei Männer verließen die Kabine mit einer Trage. Darauf lag ein dunkelhäutiges Mädchen. Ein Arzt im weißen Kittel lief neben ihr her, die Flasche mit einem kreislaufstärkenden Mittel in der Hand haltend. Sie war durch einen Schlauch und der dazugehörigen Nadel mit dem Körper der jungen Farbigen verbunden.

Wir konnten erkennen, daß sie die Kleidung des Zimmermädchens trug. An einer Seite jedoch war nicht nur der rechte Ärmel verbrannt, sondern auch viel Haut. Das Mädchen selbst schien bewußtlos zu sein.

Der Manager wollte eine Erklärung von dem Weißkittel, der jedoch scheuchte ihn zur Seite.

Dafür holte ich mir den Weißhaarigen herbei.

»Was ist denn?« fragte er ziemlich unwirsch.

Ich deutete auf Sarah Goldwyn. »Im Zimmer dieser Lady ist der Brand ausgebrochen.«

Der Manager bekam große Augen und preßte für einen Moment die flache Hand gegen die Lippen. »Oh, das tut mir leid. Ich kann Ihnen versichern, daß nichts von Ihrer Habe den Flammen zum Opfer gefallen ist. Eine Erklärung habe ich auch nicht.«

»Was ist denn nun verbrannt?« wollte Sarah wissen.

Der Weißhaarige hob die Schultern. »Ich habe noch nicht nachsehen können.«

»Das erledigen wir«, sagte ich. »Wir sind gute Bekannte der Dame.«

»Ach so.« Sein mißtrauischer Blick verschwand. »Sie gestatten, daß ich Sie begleite?«

»Wir bitten sogar darum.«

Er war ziemlich nervös und lamentierte, daß er sich keinen Reim auf das Feuer machen konnte. »Wir haben auch mit dem Zimmermädchen nicht reden können. Sie war nur bewußtlos.«

»Aber die Flammen haben sie erwischt?«

»Leider. Es scheint so zu sein, daß sie sich direkt auf sie konzentrierten.«

»Wir werden sehen.«

Im Hotelgang standen noch einige Helfer herum und diskutierten.

Die Tür zu Sarah Goldwyns Zimmer war nicht verschlossen. Ich betrat den Raum als erster, ging durch bis zum Fenster und roch noch den kalten Qualm, der in der Luft lag.

Lady Sarah folgte mir langsamer. Danach kam Suko. Der Manager bildete den Schluß.

Mit Argusaugen schaute sich die Horror-Oma um. Ihre Kleidung und auch die Einrichtungsgegenstände waren nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Das Feuer hatte sich, das war genau zu sehen, nur auf eine bestimmte Stelle konzentriert.

Und zwar auf der Schreibtischplatte.

Da ging ich hin. Sarah Goldwyn blieb neben mir stehen. Auch sie sah den dunklen Ascherest, der zum Teil auf der Platte lag und sich auch auf dem Teppich ausgebreitet hatte.

»Was hat hier gelegen?« fragte ich.

»Ja, John, das ist eine gute Frage.« Lady Sarah lachte auf und schüttelte den Kopf, so daß ich sie überrascht anschaute.

»Was hast du?«
Sie setzte sich aufs Bett, blickte mich an, doch ihr Gesichtsausdruck war leer. »Mir ist eingefallen, was dort auf dem Schreibtisch gelegen hat. Ich kann es dir genau sagen.« Sie hob die Schultern. »Es war das Buch.«
»Was sagst du?«
»Ja, unsere einzige Spur.«
Ich fluchte, und Suko stieß einen Zischlaut aus. Nur der Manager stand da und schaute dumm aus der Wäsche, denn er hatte von alldem nichts begriffen.
»Ein Buch, sagten Sie?«
»Genau, Monsieur.«
Er versuchte zu grinsen. Es verunglückte. »Aber wie kann ein Buch Feuer fangen?«
»Indem man es ansteckt.«
»Ich bitte Sie! Wer sollte es angesteckt haben? Doch nicht unser Zimmermädchen.«
»Da haben Sie recht.«
»Sehen Sie.«
»Es kann sich auch selbst entzündet haben«, meinte Lady Sarah und erhob sich. »Daran möchte ich sogar noch eher glauben. Meiner Ansicht nach muß es von allein Feuer gefangen haben.«
»Was ist der Grund?«
»Ich kenne ihn nicht, Suko. Vielleicht hat das Buch gespürt, daß wir einem seiner wichtigsten Geheimnisse auf die Spur gekommen sind. Möglich ist doch alles.«
Wir nahmen es ihr ab. Nur der Manager schüttelte den Kopf und drehte sich um. »Ich werde dafür sorgen, daß Sie ein anderes Zimmer bekommen, Madame Goldwyn.«
»Nein, das wird nicht nötig sein. Sie brauchen nur saugen zu lassen.«
»Das geht in Ordnung. Wenn Sie am heutigen Abend Ihr Dinner hier einnehmen wollen, geht dies auf Kosten des Hauses.«
»Dazu wird es kaum kommen.«
»Es war nur ein Vorschlag.« Der Weißhaarige nickte uns zu. »Falls Sie noch Fragen haben, finden Sie mich in der Hotelhalle. Ich habe dort noch einiges zu regeln.«
»Okay, Monsieur.«
Er ging und schloß die Tür. Wie begossene Pudel hatte er uns zurückgelassen. Automatisch schauten wir dort hin, wo sich die Asche auf dem Boden verteilte.
»Das Buch hat gebrannt!« flüsterte Lady Sarah. »Es ist verbrannt. Weshalb? Kann mir das einer von euch sagen?«
»Nein«, erwiderte ich.
»Vielleicht wollen gewisse Kräfte nicht, daß wir uns mit Manon de

Valois' Grab beschäftigen«, vermutete Suko.
»Wer will das nicht?«
»Frag mich was Leichteres, Sarah.«
»Und wie siehst du die Sache, John?«
»Ich bin sauer und frustriert hoch vier. Was haben wir bisher erreicht? Überhaupt nichts. Wir sind nach Paris gekommen und nicht mehr als Zuschauer. Die Aktion läuft auf einer anderen Bühne und auch ohne uns ab. Das gefällt mir nicht. Dein Buch barg eine brisante magische Mischung, Sarah. Wahrscheinlich hätten wir die Auflösung gefunden, aber es verbrannte. Was haben wir getan, daß es verbrannte? Oder verkohlte es einfach so, ohne Grund?«
»Sogar das Mädchen wurde von den Flammen erwischt«, murmelte Sarah. »Auch das hat in meinen Augen keinen Sinn.«
»Sie hatte nichts damit zu tun«, murmelte Suko.
»Genau.«
»Wir müßten sie fragen. Das ist die einzige Möglichkeit. Bisher haben wir uns noch nicht als Polizisten zu erkennen gegeben. Das werde ich ändern, Freunde.« Ich ging zur Zimmertür und hörte Sukos erstaunte Frage, die mir nachschwang.
»Wo willst du hin?«
»Ins Foyer. Telefonieren. Ich will außerdem wissen, in welch einem Krankenhaus das Mädchen liegt.« Ich schlug in meine offene Handfläche mit der Faust. »Verdammt noch mal, die Sache stinkt gewaltig zum Himmel. Wir stehen hier herum, und nur Jane Collins ist in Aktion.«
»Hoffentlich«, sagte Suko.
»Wie meinst du das?«
»Auch von ihr haben wir nichts gehört.«
Mein Gesicht bekam einen wütenden Ausdruck. »Mal jetzt den Teufel nicht an die Wand, Suko.«
Wir standen gemeinsam unter Druck, weil wir einfach frustriert waren. Nichts lief mehr. Die erste und gleichzeitig auch die letzte Spur war verloschen. Als Asche konnten wir sie noch vom Boden des Hotelzimmers fegen.
»Ihr könnt mich meinetwegen steinigen«, sagte Sarah Goldwyn und spielte mit ihren Ketten. »Ich werde einfach das Gefühl nicht los, daß Jane, die den Killer jagt, uns auf die Spur dieser Manon de Valois bringen könnte. Allerdings um sechs Ecken.«
»Das mußt du uns erklären.«
»Tja, John, wenn ich das wüßte.« Sie stieg als erste aus dem Lift und betrat das große Foyer des Hauses. Hier hatte sich die Aufregung noch immer nicht gelegt. Allerdings fand sie gedämpft statt, wie es sich für ein Hotel dieser Kategorie gehörte.
Der Manager fiel mit seinen weißen Haaren besonders auf. Er

telefonierte, sein Gesicht zeigte dabei einen gespannten Ausdruck. Als er auflegte, ging ich auf ihn zu. Sarah und Suko blieben zurück, weil ein Mann an der Rezeption etwas von ihnen wollte.

Der Weißhaarige wischte sich den Schweiß mit einem dünnen Tuch von der Stirn. Als er mich sah, schrak er zusammen, bemühte sich aber um ein Lächeln.

»Schlechte Nachrichten?« erkundigte ich mich.

»Wie man es nimmt. Ich telefonierte soeben mit dem Krankenhaus, in das unser Zimmermädchen eingeliefert wurde.«

»Und? Wie geht es ihm?«

»Den Umständen entsprechend, muß man hier wohl sagen. Dina ist aus ihrem Zustand erwacht. Sie werden eine Hautverpflanzung vornehmen müssen. Es kann wohl klappen. Was mich allerdings sprachlos machte, war die Tatsache, daß sie geredet hat.« Er schaute mich verdutzt an und schüttelte dabei den Kopf. »Stellen Sie sich vor, Monsieur, wir wissen jetzt, warum das Feuer entstand, und zwar als Dina das Buch in die Hände nahm. Sie berichtete von einer puffenden Explosion, dann schossen Flammen hoch, die nicht zu stoppen waren. Sie erwischten das Mädchen und verbrannten seinen Arm.«

Mit einer ähnlichen Erklärung hatte ich zwar gerechnet, wunderte mich aber trotzdem.

»Sie sagen ja nichts.«

»Was sollte ich auch…?«

»Dann können Sie das auch nicht glauben?«

»Im Gegenteil, Monsieur, ich glaube Ihnen. Ich glaube Ihnen alles, was Sie sagen.«

»Aha. Man müßte Ihre Bekannte fragen, um welches Buch es sich handelte. Ich bin mir nicht sicher, ob ich nicht den Geheimdienst einschalte. Das kommt mir fast vor, als wäre darin eine Bombe versteckt gewesen. Entschuldigen Sie, aber der Verdacht, es mit Terroristen zu tun zu haben, liegt doch nahe.«

»Das stimmt, nur sind wir auf diesem Gebiet nicht tätig.« Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

Der Manager war ein erfahrener Mann und während seiner Laufbahn weit herumgekommen. Auch in London, wie er sagte. »Scotland Yard«, staunte er. »Dann sind Sie Polizisten.«

»Es sieht so aus«, antwortete ich lächelnd.

»Und beruflich hier?«

»So ist es.«

»Bitte, wenn sich das herumspricht…«

Ich winkte ab. »Hören Sie, Monsieur. Wir lassen Ihr Hotel außen vor. Keine Sorge, da wird schon nichts beschmutzt. Klar?«

»Merci.«

»John, könntest du mal kommen?« Sukos Ruf unterbrach unser

Gespräch.

»Pardon«, sagte ich und ging zu den beiden, die mich ernst anschauten. Suko hielt einen Zettel in der Hand. »Es ist eine Nachricht von Jane«, sagte er, und Lady Sarah nickte bestätigend. »Sie hat sie uns zurückgelassen.«

»Weiter…«

»Sie ist unterwegs, um den Killer zu fangen. Ich weiß auch nicht, wie es ihr gelungen ist, diese Pension aufzutreiben, aber sie ist sicher, daß sich dort gewisse Mädchen treffen. Zudem wird die Pension von dieser schon erwähnten, ehemaligen Prostituierten Cilly geleitet, die ja auch den Killer von früher her kannte.«

»Verdammt!« fluchte ich. »Die ist verrückt. Da müssen wir hin. Sofort.«

Suko hob die Hand. »Müssen wir das wirklich, John? Oder sollten wir uns trennen?«

Ich begriff. »Du meinst, daß sich jemand um das Grab kümmern soll, und die anderen um Jane.«

»Genau.«

»Das wäre gut. Wer besucht den Friedhof?«

»Du natürlich. Manon de Valois, John, das ist dein Gebiet.«

»Schon. Nur frage ich mich, was ich bei diesem Grab soll. Es mit bloßen Händen aufbuddeln?«

»Das bestimmt nicht. Aber glaubst du nicht auch, daß in dieser Nacht etwas geschehen könnte? Die Zeichen stehen auf Sturm. Der Brand des Buches hat es uns bewiesen. Das könnte sich am Grab der Manon de Valois fortsetzen. Außerdem besitzt du dein Kreuz, das sie sicherlich auch kennen wird.«

»All right, du hast mich überzeugt.«

»Dann werde ich dieser Cilly auf den Zahn fühlen.«

»Wir«, erklärte Lady Sarah. »Wir werden es gemeinsam tun, Suko. Mit dir als Leibwächter kann mir bestimmt nichts passieren.« Die alte Dame lächelte derart entwaffnend, daß Suko nur die Schultern heben und zustimmen konnte…

***

Jane Collins lag auf der Streckbank!

Wo das genau war, war ihr unbekannt. Jedenfalls hatte man sie nicht in ein Verlies geschleppt. Dieses Folterinstrument mußte irgendwo im Freien stehen und nicht weit von einem Fluß entfernt sein, denn sie hatte den Gestank mitbekommen.

Bei dem Fluß konnte es sich auch um einen Abwasserkanal handeln, aber was spielte das für eine Rolle?

Sie hing hier fest, und der Killer, der Bucklige mit dem Namen Quasimodo, stand neben ihr.

Jane war bewußt das Risiko eingegangen, hatte sich als Dirne verkleidet und sogar ein Zimmer in einer Absteige genommen. Der Name Cilly war gefallen, an sie hatte sich die Detektivin gehalten und damit genau ins Schwarze getroffen. Der sechsfache Mörder war in ihrem Zimmer erschienen und hatte ihr, der Bewußtlosen, keine Chance gelassen. Er hatte sie verschleppt. Als sie wieder erwachte, lag sie auf einer Streckbank. Neben ihr stand der Bucklige.

Er hatte ihr erklärt, daß sie das siebte Opfer sein würde.

Sechs tote Frauen hatten seinen mörderischen Weg gezeichnet.

Jede war auf eine andere Art und Weise getötet worden. Die siebte, also Jane, sollte es am schlimmsten haben.

Es war dunkel und auch kalt. Der Wind strich über sie hinweg und verfing sich in den Falten des Totenhemdes, das der Mörder Jane übergestreift hatte.

Er beugte sich vor, damit Jane sein Gesicht besser erkennen konnte. Es erinnerte sie an einen kalten, auseinanderlaufenden Teig mit zwei gläsernen Kugeln als Augen.

»Hast du gehört?« fragte er, stieß seinen fauligen Geruch aus, der über Janes Gesicht wehte. »Hast du gehört, Jane?«

»Was soll ich gehört haben?«

»Du liegst auf einer Streckbank.«

»Ich habe es schon bemerkt, ich kann mich nicht bewegen.« Jane kam sich vor wie eine gespannte Saite einer Gitarre, und sie hatte entsetzliche Schmerzen.

In ihren Augen schimmerte es feucht. Sie wollte sich nicht gehenlassen. Der Bucklige sollte diesen Triumph nicht erleben, denn dann hatte die Hölle gewonnen.

Quasimodos Partner war der Teufel. Er und der Bucklige waren eine magische Verbindung eingegangen. Den genauen Grund kannte Jane nicht. Sie wollte ihn jedoch wissen und fragte danach, auch wenn ihr das Sprechen Mühe bereitete.

»Der Teufel hat mich gerettet«, erwiderte Quasimodo. »Er hat mir das Leben zurückgegeben, das ich wegwerfen wollte. Ich stürzte mich von der Kirche, fiel dem Erdboden entgegen und wäre mit zerschmetterten Knochen liegengeblieben, als er sich plötzlich meldete und mich fragte, weshalb ich so etwas tun wollte. Ich brauchte mein Leben nicht fortzuschleudern. Ich wäre ja verrückt, wenn ich so etwas täte. Er wollte es mir schenken und mich von vorn anfangen lassen.«

»Das hast du durch die Morde getan.«

»Es war der Preis.«

»Seelen für den Teufel?«

»Du kennst dich tatsächlich aus.«

Sie nickte. »Zwangsläufig, mein Lieber. Ja, ich kenne mich aus. Ich weiß, was gespielt wird.«

»Und weiter?«
»Nichts, du hast mich in deiner Gewalt. Ich soll das siebte Opfer werden.«
»So ist es.«
»Weshalb ist gerade das siebte Opfer so wichtig für dich und die Hölle? Klär mich auf, bevor ich sterben muß.«
Der Bucklige trat einen Schritt zurück, was Jane Collins schon als gut empfand. »Das will ich dir genau sagen«, flüsterte er. »Kennst du dich in der magischen Numerologie aus?«
»Ein wenig, aber nicht genügend.«
»Hör zu, Jane, hör genau zu! Die Zahl Sieben ist etwas Wunderbares. Viele empfinden sie als Unglückszahl, ähnlich wie die Dreizehn. Aber das stimmt nicht. Sie bringt demjenigen kein Unglück, der mit ihr umgehen kann. Das mußt du dir merken. Die Zahl Sieben und das Symbol des Geheimnisvollen, der Vollkommenheit, der Weisheit…«
»Diese Begriffe solltest du nicht in den Mund nehmen.«
»Sie gelten auch für die Hölle. Denn Himmel und Hölle besitzen einen gemeinsamen Ursprung.«
»Das stimmt allerdings.«
»Gut. Kommen wir noch einmal auf die Zahl zurück.« Er sprach jetzt hektisch und bewegte dabei die Hände. »Sie paßt zu mir, sie hat mich mein Leben lang begleitet, denn ich bin der siebte Sohn eines siebten Sohnes. Verstehst du das?« Er hatte den letzten Satz geschrien, doch Jane schaffte es nicht, eine konkrete Antwort zu geben.
Sie war ein wenig durcheinander.
»Wie bitte?«
Er kam wieder näher. »Der siebte Sohn eines siebten Sohnes. Das ist die Lösung.«
»Inwiefern?«
»Der siebte Sohn eines siebten Sohnes kann nur dem Herrscher der Hölle geweiht sein. Lange genug hat mich der Teufel schmoren lassen, bis es endlich soweit war und er sich mir offenbarte. Ich bin der siebte Sohn des siebten Sohnes. Ich bin die Magie, ich bin das Wesen, das vieles verändern kann, denn meine Stunde ist gekommen. Diese Nacht wird zur Nacht der Nächte.«
»Und wer war dein Vater?« fragte Jane.
»Der siebte Sohn.«
»Ach, Unsinn! Ich will es genau wissen. Wie hieß dein Vater? Wie sah er aus?«
»Ich kenne ihn nicht«, erwiderte der Bucklige. »Ich weiß nicht, wie er aussieht. Ich habe ihn nie gesehen, aber ich habe einen neuen Vater bekommen, den Teufel!«
»Der dich verstoßen wird!«
»Das sagst du!« Er streckte Jane den Zeigefinger entgegen. »Ja, das

sagst du. Ich sehe es anders. Ich werde meiner Aufgabe gerecht werden und dich als siebtes Opfer nehmen.«

»Was geschieht dann?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber der Teufel hat mir versprochen, Pforten zu öffnen. Er redete von einem gewaltigen Totensturm, der sich erheben und über Paris hinwegbrausen wird. In dieser Stadt wird dann das Grauen zu Hause sein. Denk an den alten Friedhof von Montmartre. Er ist nicht allein eine Attraktion für Touristen, nein, Jane, auf ihm liegen Menschen und Magier begraben. Über die alle wird der Totensturm hinwegblasen und sie aus den Gräbern holen.«

»Als Zombies?«

Der Bucklige verzog das Gesicht. Seine blasse Haut spannte sich dabei noch mehr. »Das wäre zu einfach, nur die Toten aus den Gräbern klettern zu lassen. Nein, Zombies sind Wesen, die ich nicht mag. Ich hasse sie förmlich. Andere Dinge werden geschehen. Dieser Friedhof muß aufgerüttelt werden. Dein Blut wird fließen und die Gräber tränken.« Heftig nickte er. »So sieht es aus. Paris war schon immer eine magische Stadt. Für viele die Stadt der Mode, aber nicht für mich und die Wissenden. In diesen Mauern liegt die Geschichte begraben, und nicht nur die, die in den Büchern beschrieben wird, auch magische Historie wartet darauf, erweckt zu werden. Wenn die Menschen Christi Geburt feiern, ist der Totensturm schon über Paris hinweggerollt, denn die Geister lassen sich nicht mehr knechten.«

Harte Worte, der Jane Glauben schenkte. Sie selbst hatte in ihrem Leben mitbekommen, welch furchtbare Dinge sich unter der oft glatten Oberfläche taten. Ein Totensturm über Paris konnte verheerende Folgen für die Menschen haben.

»Weißt du nun genug?«

»Fast.«

Der Bucklige lachte glucksend. »Ich werde dir nicht mehr sagen, Jane. Ich komme nun zur Sache.« Seine Blicke glitten über den Körper der blonden Frau und tasteten auch die mörderische Mechanik der Streckbank ab. »Es ist ein altes Folterinstrument«, flüsterte er, »aber noch immer sehr wirksam. Ich brauche nur an den Rädern zu drehen, dann wirst du schreien, und niemand kann dich hören.« Er ging zwei Schritte zum Kopfende hin, wo sich das erste Rad befand, das aussah wie das Ruder eines Schiffes. Die aufgerollten Stricke spannten sich.

Jane Collins überlegte fieberhaft, wie sie dieser katastrophalen Lage entwischen konnte. Sosehr sie nach einem Ausweg suchte, ihr fiel keiner ein.

Aber tief in ihrem Innern steckte etwas, das man mit Worten kaum beschreiben konnte. Es war höchstens mit einer kleinen Flamme zu vergleichen, die vor sich hinflackerte und darauf wartete, den nötigen Sauerstoff zu bekommen.

Eine Flamme, die ihre Geburt in Janes Vergangenheit gehabt hatte. Damals, als sie noch zu den Hexen zählte.

Ein kleiner Rest…

Davon wußte der Bucklige nichts. Vor sich hinsabbernd schritt er die Streckbank der Länge nach ab und prüfte nach, ob die Fesseln noch korrekt saßen.

Sein Nicken deutete an, daß er damit zufrieden war. »Es ist soweit«, erklärte er. »Du wirst sterben.«

»Eines noch«, flüsterte Jane. »Eines noch will ich dir sagen.«

»Und was?«

»Komm näher.«

Der Bucklige zögerte, weil er mit einem Trick seiner Gefangenen rechnete.

»Ich kann mich doch nicht wehren.«

»Ja, schon gut.« Er neigte seinen Kopf. »Was also willst du mir sagen?«

Jane wartete mit der Antwort. Sie wollte die Spannung noch hinauszögern. »Du darfst mich nicht töten, Quasimodo!«

Er kicherte. »Weshalb nicht?«

»Weil ich eigentlich zu dir gehöre. Du hast dir nämlich die falsche Person ausgesucht.«

»Lüge!« kreischte er und sprang zurück, wobei er die Arme ausbreitete. »Das ist eine Lüge.«

»Nein, Quasimodo.« Jane versuchte, so normal wie möglich zu sprechen. »Ich belüge dich nicht. Denn ich gehöre ebenfalls dem Teufel. So ist das.«

Der Bucklige stand für einen Moment unbeweglich. Dann schüttelte er heftig den Kopf. »Wie kannst du dem Teufel gehören?«

»Ich bin eine Hexe!«

***

Diese Antwort haute den Mörder zwar nicht um, aber er gab einen zischenden Laut der Überraschung von sich. Dann bewegte er den Mund, ohne zu sprechen. Seine Lippen zuckten, er wischte über die Augen, starrte Jane an und wieder auf die Streckbank. »Was hast du da gesagt?« ächzte er. »Du bist…«

»Eine Hexe, sehr richtig. Ich bin eine Freundin des Teufels. Die willst du töten?«

»Nein!« schrie er, »Lüge! Niemals bist du eine Hexe. Niemals gehörst du zu uns.«

»Woher willst du das wissen?«

»Er hätte es mir gesagt, ich hätte es einfach gespürt, ich…«

Ihr Lachen irritierte ihn. Jane lachte so häßlich wie eben möglich.

»Ich bitte dich, Quasimodo. Ich bitte dich wirklich. Wer bist du

schon? Ein Günstling der Hölle, mehr nicht. Du besitzt keine Macht, verstehst du? Du führst Aufträge aus. Mich zu töten, wäre für dich derart fatal, daß du bald nicht mehr sein wirst. Der Teufel würde meinen Tod furchtbar rächen, und zwar an dir!«

Er stierte Jane an, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Ich glaube dir nicht. Ich will Beweise haben.«

»Die kannst du bekommen. In meinem Körper schlägt kein normales Herz mehr. Man hat mir ein künstliches eingesetzt, denn das normale wurde mir vom Teufel geraubt.«

Der Bucklige konnte die neuen Informationen kaum verarbeiten.

Er stierte auf Janes Brust. »Wie willst du das beweisen?«

»Glaube es mir!«

»Niemals. Du willst mich reinlegen, du…« Er sprach nicht mehr weiter und sprang auf das obere Ende der Streckbank zu. Seine Hände umklammerten zwei Speichen des Rads. »Ich werde dich strecken!« versprach er. »Du kannst mir nicht …«

Jane Collins hörte nicht auf die Drohungen. Sie befand sich in einer schrecklichen Lage, in der sie nur mehr hoffen konnte. Hoffen auf die Kräfte, die noch in ihrem Innern schlummerten, die zurückgeblieben waren, um irgendwann einmal zu einer Flamme zu werden, die alles verzehrte, wenn sie es wollte.

Das alte Rad knarrte erbärmlich. Dazwischen hörte sie ein häßliches Quietschen und die Stimme des wahnsinnigen Teufelsdieners.

Jane konzentrierte sich, sie meditierte, sie dachte an die kleine Flamme, an die Kraft, die zu einem monströsen Gebilde anwachsen mußte, um etwas zu erreichen.

Es war ihr schon einmal gelungen, als sie sich in den Klauen des Magico befunden hatte.

Etwas tat sich.

Die Konzentration auf die Urkräfte zeigte ihre Wirkung. Über Jane lag der Sternenhimmel. Er verschwand vor ihren Augen, löste sich auf, und sie sah die dunkle Röte, als wäre der Himmel von einem gewaltigen Feuersturm überdeckt worden.

Der Bucklige drehte das Rad weiter.

Rasende Schmerzen durchflossen die Schultern der Detektivin. Sie konnte nicht anders, sie mußte schreien. In diesen Laut hinein klang das teuflische Lachen des Buckligen, und auch die abgehackt gesprochenen Worte paßten dazu.

»Eine Hexe willst du sein! Eine Hexe. Ich lache nur! Ich werde dich für diese Worte bestrafen. Ich…«

Da passierte es.

Plötzlich veränderte sich der Körper auf der Streckbank. Sekundenlang schien über ihm etwas zu schweben. Ein heller Schein, ein weißer Schatten.

Ein Astralleib?
Im gleichen Augenblick rissen die beiden oberen Stricke mit singenden Lauten entzwei…

***

Hotelportiers sind Meister darin, wenn es darum geht, rasch ein Taxi zu besorgen. Der Angestellte dieses Hauses machte da keine Ausnahme.
Binnen einer Minute bekam ich den Wagen und bedankte mich beim Portier mit einem Trinkgeld, das er blitzschnell verschwinden ließ. Es war zufällig derselbe Fahrer, der uns auch vom Friedhof zum Hotel gebracht hatte.
»Wohin, Monsieur?«
»Wieder zum Friedhof!«
Er hätte vor Schreck fast seine Filterlose verschluckt. »Habe ich richtig gehört? Zum Friedhof?«
»Ja.«
»Sie haben da wohl ein Rendezvous?«
»Klar, mit zahlreichen Leichen.«
»Ihr Problem. Mir soll es recht sein. Da fahre ich lieber durch verstopfte Straßen, als mich auf dem dunklen Totenacker herumzutreiben.« Er schüttelte sich.
»Sind Sie abergläubisch?«
»Nein oder fast.«
Ich mußte lachen, doch es kam nicht von Herzen. Zu ungewiß war die vor mir liegende Zukunft. Ich hatte mich mal wieder auf ein Spiel eingelassen, über dessen Ausgang ich nur spekulieren konnte.
Manchmal hatte auch ich Glück. So wie an diesem Abend. Zwar herrschte noch sehr viel Verkehr, doch es kam nicht mehr zu den langen Staus. Wir rollten immer, und in der Nähe des Friedhofs verloren sich die zahlreichen Fahrzeuge. Um diese Uhrzeit und in der abendlichen Dunkelheit hatten die Leute anderes zu tun.
Vor dem Tor stoppte der Fahrer. »Darf ich Ihnen noch einen Rat mit auf den Weg geben?«
»Gern.«
»Geben Sie auf sich acht!«
Ich lächelte. »Die Toten werden mir schon nichts tun, Monsieur.«
Der Fahrer schaute durch die Scheibe in das bläulichweiße Licht der Laternen. »Die Toten habe ich auch nicht gemeint. Es gibt andere Dinge, die gefährlich werden können.«
»Und welche?«
Er wiegte den Kopf. »Man hörte nur Gerüchte. Sie wissen ja, als Taxifahrer hält man Augen und Ohren offen. Sie kennen den Bois de Bologne?«

»Den Wald im Osten von Paris?«
»Genau. Da haben sich in den letzten Jahren Zuhälter, Nutten und Dealer getroffen, bis die Bullen durchdrehten und den Bois de Bologne säubern wollten. Sie haben es nicht geschafft, das mal vorweg. Aber einige der zweibeinigen Ratten haben sich doch etwas kältere Orte ausgesucht.«
»Damit meinen Sie den Friedhof hier?«
»So ist es.«
»Wer?«
»Man redet von Dealern, die sich nicht gern in die Zuckertüten schauen lassen. Geben Sie also acht!«
»Danke für die Warnung, Monsieur. Noch eine Frage. Sind Ihnen bestimmte Plätze auf dem Friedhof bekannt, wo sich die Dealer treffen?«
»Nicht direkt. Ich kann mir vorstellen, daß sie dort zusammenkommen, wo die ältesten Gräber sind und alles am dichtesten zugewachsen ist. Dieses Gesindel scheut das Licht.«
Ausgerechnet dort mußte ich hin, das aber sagte ich dem Fahrer nicht. Dafür bekam er ein gutes Trinkgeld. Er fragte: »Oder soll ich auf Sie warten?«
»Nein, bitte nicht.«
»Bon, alles Gute.«
»Ihnen auch.« Ich hämmerte die Tür zu. Was mir der Mann gesagt hatte, gefiel mir überhaupt nicht. Ich konnte einfach keine Zeugen gebrauchen. Da war es egal, um wen es sich dabei handelte. Ob um Dealer oder harmlose Spaziergänger.
Ich wartete, bis die Heckleuchten des Taxis in der Dunkelheit verglüht waren, und machte mich dann auf den Weg.
Schon bei unserem ersten Besuch war mir der Friedhof mit zunehmender Dämmerung immer geheimnisvoller und düsterer vorgekommen. Dieser Eindruck verstärkte sich während der Dunkelheit noch. Ich bekam den Eindruck, durch eine Welt der Toten zu schreiten, was sie auch irgendwie war.
Die Gräber und Grabsteine als stumme Zeugen der Vergangenheit. Das kahle Geäst der Bäume wirkte wie eine Decke aus braunen, ausgestreckten Totenarmen mit verkrümmten Händen und Klauen.
Der Wind bewegte die kleinen Blätter der immergrünen Büsche oder streichelte das Gras wie mit sanften Händen. Manchmal riß die Wolkendecke am Himmel entzwei, und funkelnde Sterne tauchten auf.
Die Luft war relativ feucht. Nebelbänke entstanden, die der Wind sanft über den Friedhof schob.
Meine Schritte empfand ich als zu laut. Wer auf einem Parallelweg einherging, hatte keine Mühe, mich zu verfolgen.
Aber wer hätte mir schon an den Kragen gewollt? Manon de Valois

lag unter der Erde. Eine Frau, die ein schlimmes Leben geführt haben mußte, wenn das stimmte, was Sarah Goldwyn wußte.

Ich hatte zum erstenmal von ihr erfahren. Hector de Valois hatte mir nie von ihr berichtet. Den Grund wußte ich nicht. Möglicherweise schämte er sich wegen seiner Schwester.

Der Friedhof schwieg. Kein Grabstein gab mir die Antwort. Sie standen in der Stille wie dumpfe Klötze, manchmal von dünnen Dunstschleiern umschmeichelt, aber nie heller leuchtend, weil das Licht der Gestirne sie nicht erreichte.

Später erst stellte ich fest, daß nicht alle Laternen leuchteten. Einige waren defekt. Zweimal konnte ich beim Hochschauen erkennen, daß die Glaskuppeln gewaltsam zerstört worden waren. Die Splitter lagen noch auf dem Boden verteilt.

Ich mied den Laternenschein und suchte den Weg zum Grab der Frau.

Lady Sarah hatte mir noch ihren Plan in die Hand gedrückt. An ihm konnte ich mich orientieren. Ohne die Zeichnung wäre ich verloren gewesen, auch wenn ich den Friedhof schon zum zweitenmal durchwanderte.

Ich bog an den richtigen Stellen ab und erreichte das Gelände, vor dem mich der Taxifahrer gewarnt hatte. Wenn ich ehrlich sein sollte, mußte ich zugeben, daß dieses Gebiet für schmutzige Geschäfte ideal war. Hier wuchs das Unterholz dicht wie eine Mauer. Ein ausgezeichneter Sichtschutz.

Selbst das Tropfen eines defekten Wasserhahns hörte ich. Neben dem Becken blieb ich stehen. Hinter mir bewegten sich die vorgebeugten Zweige eines Strauchs wie zitternde Fingerspitzen und kratzten sogar über meinen Nacken.

Das Becken kannte ich. Einige Punkte hatte ich mir vom Nachmittag her gemerkt. Um nachschauen zu können, mußte ich die kleine Zeichnung anleuchten.

Im Lichtkegel der Lampe verfolgte ich den restlichen Weg. Weit war es nicht mehr. Schon sehr bald mußte die Abzweigung erscheinen, die mich direkt zum Ziel brachte.

Ich hatte die Lampe kaum ausgeschaltet, als ich den leisen Pfiff hörte.

Blitzschnell ging ich zur Seite. Dieser Pfiff hatte sich angehört wie ein Signal.

War ich entdeckt worden?

Ich duckte mich seitlich gegen die Bassinwand und wartete ab.

Meine Haltung war unbequem. Schon nach zwei Minuten ahnte ich, daß ich irgendwann einen Krampf bekommen würde, wenn ich in dieser Lage blieb.

Es tat sich nichts.

Der Pfiff wiederholte sich nicht, und es tauchte auch niemand auf, um nachzuschauen. Ich befand mich noch immer allein in dieser Umgebung und fühlte mich schon als Teil dieses historischen Totenackers. Leider war in der Dunkelheit schwer festzustellen gewesen, aus welcher Richtung das Signal aufgeklungen war, deshalb ging ich das Risiko ein und setzte den Weg fort.

Diesmal noch vorsichtiger und stets nach allen Seiten sichernd.

Ich hielt mich nie auf der Mitte des Weges, ging am Rand, wo ich von den Büschen gedeckt wurde, die trotz der Dunkelheit noch einen Schatten warfen.

Zu beiden Seiten des Wegs rührte sich nichts. Düsternis und fremde Gerüche begleiteten mich.

Keine Schritte, keine Stimmen, nur meinen eigenen Atem hörte ich und sah die Wolke vor meinem Mund, die nie abreißen wollte. Endlich erreichte ich den schmalen Weg.

Ich tauchte hinein wie ein Tier. Urplötzlich war ich von dem normalen Weg verschwunden und schlängelte mich durch das Unterholz. Die Spitzen der Zweige berührten meine Jacke und kratzten darüber wie scharfe Fingernägel.

Hinter den Ästen entdeckte ich die Grabsteine als wuchtige, düster schimmernde Klötze. Unbewegliche Zeugen der Toten, die unter dieser Erde begraben lagen.

Nur einer interessierte mich. Der Stein, der zum Grab der Manon de Valois gehörte.

Am Ende des Grabes sah ich ihn in die Höhe wachsen und erkannte plötzlich, daß sich am Grab etwas verändert hatte. Der Stein war davon unberührt geblieben, aber vor ihm entdeckte ich etwas, das am Nachmittag noch nicht vorhanden gewesen war: eine Figur. In der unteren Hälfte war sie als kompakt anzusehen, nach oben hin spreizte sie sich wie die Schenkel einer Schere.

Ich schlich näher, ging aber noch nicht direkt an das Grab heran, weil ich mit einer Falle rechnete.

Es passierte nichts, was mein Mißtrauen noch hätte steigern können. Die Ruhe blieb, wenn auch trügerisch. Die Jacke hatte ich aufgeknöpft, um schneller an die Waffe zu gelangen, wenn es denn sein mußte. Noch zwei Schritte, dann stand ich vor dem Grab.

Der Schock traf mich hart. Auch ohne Licht war zu erkennen, was sich auf dem Grab verändert hatte.

Im feuchten Boden steckte ein Mensch.

Allerdings mit dem Kopf nach unten!

***

Nun erkannte ich, daß es seine gespreizten Beine gewesen waren, die mich an die Schenkel einer Schere erinnert hatten. Von den Armen sah

ich nur einen Teil, denn bis zu den Ellbogen waren sie im Erdreich verschwunden.

Über meinen Rücken rann ein Schauer des Schreckens. Die Kehle war plötzlich trocken geworden. Ich schaute mich um, suchte nach Gegnern, aber die Natur umgab mich wie eine Wand.

Sie schwieg…

Tief holte ich Luft. Die kleine Lampe ließ ich stecken, weil ich den Grabstein nicht mehr anzuleuchten brauchte.

Wer hatte das getan?

War dieser Schrecken aus der Tiefe des Grabes gekommen? Hatte die Person überhaupt etwas mit dem Geheimnis zu tun, das in der Erde verborgen lag?

Ich faßte den Mann in Höhe der Waden mit beiden Händen an.

Daß er noch lebte, daran glaubte ich nicht. Er mußte einen fürchterlichen Tod erlitten haben.

Das Grab selbst blieb ruhig, als ich kräftig zog, mehrmals rucken mußte, bevor sich der steife Körper bewegte und auch der Lehm nicht mehr so klammerte.

Ich zog ihn hervor und wäre fast noch selbst gefallen, weil ich den Ruck kaum ausgleichen konnte.

Dann lag er auf dem Grab. Sein Kopf berührte fast den Stein, die Füße das Ende dieser unheimlichen Stätte.

Ich kniete nieder und sah sogar im Dunkeln, daß mit seinem Gesicht etwas geschehen war. Dreck und Lehm klebten auf der von Wunden übersäten Haut.

Dieser Mensch hatte gelitten. Helfen konnte ich ihm nicht mehr. Irgend jemand hatte ihn getötet.

Ich hob den Kopf an.

Die Schrift auf dem Grabstein war im Dunkeln nicht zu erkennen, doch ich wußte, welcher Name dort eingraviert worden war.

Manon de Valois!

Mehr nicht. Keine Geburts- und Sterbedaten, nur der Name.

Und dennoch war dieses Grab keine normale Ruhestätte für einen Toten. Meiner Ansicht nach barg es ein fürchterliches Geheimnis, das ich leider noch nicht hatte lösen können. War die schon so lang Verstorbene etwa zurückgekehrt?

Es konnte möglich sein, ich wünschte es nicht, denn das würde der Beginn einer furchtbaren Zeit werden.

Um das Grab freizubekommen, zog ich die Leiche zur Seite. Dann schaute ich mir die Erde der Grabstätte an. Es war nicht viel zu sehen. Jedenfalls entdeckte ich keinen Hinweis auf diejenige Person, die sich möglicherweise für den Schrecken zu verantworten hatte. Plötzlich hörte ich ein leises Wimmern, als würde jemand hinter dem Grabstein weinen.

Ich huschte um das kantige Denkmal herum, sah den Schatten. Mit dem Rücken stemmte sich der sitzende Mann gegen den Stein.

Er hörte und sah mich. Mit einer müde und kraftlos wirkenden Bewegung streckte er mir die Arme entgegen. »Geh weg, Bestie, weg, weg!« ächzte er. »Du sollst…« Er hustete.

Ich schüttelte den Kopf. »Bitte, seien Sie ruhig, mein Lieber. Ganz ruhig. Bewegen Sie sich nicht. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen.«

Ob er meine Worte verstanden hatte, wußte ich nicht. Auf ihn jedoch setzte ich meine Hoffnung. Bestimmt konnte er mir erklären, was sich an dieser Grabstätte abgespielt hatte. Diesmal schaltete ich die Lampe ein und ließ den Strahl über seine Gestalt wandern.

Der noch junge Mann trug eine schwarze Lederjacke, dessen Material feucht schimmerte. Um seinen Hals hatte er ein helles Tuch gewickelt. Das dunkle Haar fiel ihm in die Stirn, die einige Wunden zeigte, aus denen das Blut quoll.

Wie bei dem ersten Toten, so war auch dieser noch lebende Mensch gezeichnet worden.

Von wem?

Er schaute mich an, seine Lippen zuckten. Auf ihnen schimmerten Blutperlen. »Wer hat es getan?« fragte ich flüsternd. »Was ist passiert? Du mußt es erzählen?«

»Bist du ein Bulle?« würgte er hervor.

»Nein!« log ich.

»Ich… ich kenne dich auch nicht. Du bist kein Franzose, ich höre es.« Er bewegte seinen rechten Arm, die Hand hielt er zur Faust geschlossen. Dann ließ er aus der Hand eine mit weißem Pulver gefüllte Tüte hervorrutschen.

Puderzucker befand sich bestimmt nicht darin. Der Taxifahrer hatte mich vor Dealern gewarnt. Einer lag vor mir. Normalerweise waren diese Leute sehr scheu. Daß sich dieser mir offenbarte, war nur damit zu erklären, daß er etwas anderes, unwahrscheinlich Schreckliches erlebt hatte, für das es keine Erklärung gab.

»Rede!«

»Wir haben uns hier getroffen. Es war wie immer – keine Gefahr. Keine Bullen und so. Keine Konkurrenz, wirklich, alles schien glatt zu gehen.«

»War das hier am Grab?«

»Klar.«

»Und dann?«

Er fing an zu weinen. »Ich kann es nicht fassen. Es öffnete sich plötzlich. Ein Sturm überfiel uns. Und über dem Grab schwebte ein alter, halbzerrissener Knochenschädel mit einem fürchterlichen Maul und dünnen Haaren. Er hielt eine Kugel in der Hand, und die Hände

waren übergroß. Sie packten uns…«

Er legte eine Pause ein, weil er atmen mußte.

»Was geschah weiter?«

»Zuerst erwischte es Raoul.«

»Ist das dein Partner gewesen?«

»Ein Kunde.«

»Also gut.«

»Die Hände rissen ihn hoch und schleuderten ihn zurück. Er hatte keine Chance, die andere Figur besaß eine Kraft, die nicht zu erklären ist. Wie ein Riese. Sie schlug ihn nieder. Sein Gesicht war auf einmal blutig, dann stopfte sie ihn mit dem Kopf zuerst in das Grab.«

»Was war mit dir?«

»Ich wollte abhauen, aber die Hände waren schneller. Ich sah sie und den Schädel und kam nicht mehr weg.«

»Aber du lebst noch.«

»Zum Glück. Mich hat die Gestalt gegen den Grabstein gewuchtet und dachte wohl, daß ich mir den Schädel einschlagen würde. Das ist nicht geschehen, ich lebe.«

»Aber du bist verletzt.«

»Stimmt, die langen Nägel kratzten durch mein Gesicht. Sie rissen mir die Haut auf. Das war, als hätte man Papier zerfetzt. Ich schrie, spürte das Blut, dann war die Gestalt weg.«

»Einfach so?«

»Ja.«

»Noch einmal von vorn…«

»Nein, merde, ich will nicht. Ich will hier weg. Hilf mir hoch, verdammt!«

Ich schüttelte den Kopf und ignorierte die mir entgegengestreckte Hand. »Noch nicht. Ich will die Beschreibung haben. Da war also der Knochenschädel, dann die Klauen!«

»Die auch.«

»Und die Kugel nicht?«

»Ja, ich sah sie für einen Moment. Sie war graublau, und in ihr schwamm etwas.«

»Was genau?«

»Das konnte ich nicht erkennen.« Er zitterte plötzlich und wischte über sein Gesicht. »Laß mich gehen! Du bist doch kein Bulle – oder?«

»Wie heißt du?«

»Marcel Viviatto.«

»Bon. Den Namen merke ich mir.« Ich drückte mich zurück. »Steh auf und verschwinde!«

Unter normalen Umständen hätte ich diesen Dealer nicht laufen lassen. Wenn es Verbrecher gab, die ich regelrecht haßte, dann waren es diese verfluchten Rauschgifthändler, die andere Menschen in ein

unbeschreibliches Elend und häufig in den Tod stürzten. In diesem Fall jedoch mußte ich freie Bahn haben, denn ich war sicher, daß sich dieses Knochenwesen noch einmal zeigen würde. War es Manon de Valois?

Marcel stemmte sich auf die Beine. Er schaute sich um, traute sich aber nicht, nach seinem Kumpan Ausschau zu halten. »Also, ich haue jetzt ab. Das solltest du auch machen.«

»Später. Geh zum Arzt und laß das Heroin!«

»Wieso? Ich…«

»Vielleicht bin ich doch ein Bulle«, sagte ich hart.

Er erschrak, warf sich auf der Stelle herum und brach wie ein gehetztes Tier durch das dichte Buschwerk.

Als das Knacken der Zweige nicht mehr zu hören war, stand ich wieder vor dem Grab.

Wie sollte ich das herauslocken, was unter der feuchten Erde verborgen lag?

Ich wollte mein Kreuz nehmen. Es hatte sich schon einmal in Hector de Valois' Besitz befunden. Wahrscheinlich war es seiner Schwester sogar bekannt, auch wenn sie einen anderen Weg eingeschlagen hatte als ihr Bruder.

Bevor es dazu kam, hörte ich das leise Lachen!

Ich blieb starr stehen und lauschte. Aus der unmittelbaren Umgebung war es nicht erklungen. Jedenfalls nicht aus der sichtbaren.

Wahrscheinlich hatte es seinen Ursprung tief in der unheimlichen Grabstätte gehabt! Manon de Valois?

Dem Lachen folgte eine Stimme. Sie klang neutral. Es war nicht herauszuhören, ob weiblich oder männlich.

»Mein Bruder bist du nicht, das spüre ich. Aber ich kann dich ertasten und dir jetzt schon sagen, daß du den Totensturm nicht aufhalten wirst.«

»Bist du dir sicher?« sprach ich ins Leere hinein.

»Ja…«

»Dann zeig dich!«

Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es geschah. Dicht über der Grabfläche ballte sich das zusammen, was aus der Tiefe hervorgekrochen kam.

Dünne Nebelfetzen und zwischen ihnen die Umrisse eines Knochenschädels.

Eine Tote hatte ihr Reich verlassen, um mich zu besuchen!

***

Cilly, die Concierge, konnte sich nicht daran erinnern, schon einmal so nervös gewesen zu sein, wie an diesem verdammten Abend im Dezember!

Der Betrieb in ihrem Etablissement hielt sich in Grenzen. Etwa die Hälfte der Zimmer waren mit Mädchen und Freiern belegt. Die anderen standen leer. So kurz vor Weihnachten besaßen die wenigsten Männer noch genügend Geld, um die Nutten bezahlen zu können.

Dementsprechend geringer würde ihre Einnahme ausfallen, ebenso die eines Mannes, der nur der »Schöne« genannt wurde, mit seinem Porsche durch die engen Gassen fuhr und kassierte. Der Schöne war als Zuhälter bekannt. Die Mädchen gingen für ihn auf den Strich und hüteten sich, ihn zu verraten. So gut der Schöne seiner Meinung nach auch aussah, hinter der Fassade steckte ein wildes Tier. Das wußten alle, die schon einmal eine unangenehme Bekanntschaft mit ihm gemacht hatten.

Cilly brauchte ihn nicht zu sehen, sie hörte ihn. Das heißt, seinen Wagen. Wenn er mit dem weißen Porsche vorfuhr, drückte er noch einmal kräftig aufs Gas, damit sich der Motor richtig meldete. Erst dann verließ er sein Geschoß.

Er kam, um zu kassieren.

Cilly teilte ihr Geld jedesmal auf. Die Hälfte für sich, die andere Hälfte für ihn.

Nur von der Dollarnote der Blonden sollte der miese Hundesohn nichts sehen.

Schon kam er an. Er stand in der schmalen Tür wie der King persönlich. Sein weißer Mantel fiel locker um seine Gestalt. Darunter trug er einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und einen wiederum schwarzen Schal, den er locker um Hals und Schultern geworfen hatte. So sah er aus wie eine Operettenfigur, die dabei war, ins Maxim zu gehen. Seine beringten Finger steckten in den Manteltaschen. Das ebenfalls schwarze Haar glänzte ölig. Es war glatt nach hinten gekämmt. So etwas hatte er sich von den Dressmen abgeschaut.

»Hallo, Cilly – na…?«

Sie kannte diesen Tonfall. Er sprach stets derart säuselnd, wenn er ankam, daß es sie anwiderte. Aber sie ging auf sein Spiel ein und lächelte breit.

»Was willst du?«

Der Zuhälter beugte sich vor, stützte die Ellenbogen auf die Bank vor dem Fenster und rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander.

Er besaß kräftige Hände, doch seine Nägel waren manikürt worden.

»Geld?« Cilly lachte. »Tut mir leid. Komm später noch einmal wieder.«

»Wieso?« Das solariumbraune Gesicht des Zuhälters nahm einen lauernden Ausdruck an.

»Ich habe kaum etwas eingenommen.«

»Willst du…?«

»Ich will gar nichts, aber heute war nichts los, klar? Die meisten

Zimmer waren leer.«
»Dann gib mir das Wenige.«
»Gern.« Cilly hatte das Geld schon zurechtgelegt und ein Gummiband um die Scheine gewickelt. Der Zuhälter grapschte nach dem Packen und zählte die Scheine mit flinken Fingern durch. »Das ist wirklich beschissen«, kommentierte er.
»Sag' ich doch.«
Der Schöne steckte die Scheine ein, rülpste und fragte gelangweilt:
»Ist auch das Geld von der Neuen dabei?«
In Cilly schlug eine Alarmglocke an. »Welche Neue meinst du?«
»Die Blonde.«
»Kenne ich nicht.«
Der Schöne zwinkerte ihr zu. »Aber Cilly, du wirst doch dein Gedächtnis nicht verloren haben. Das wäre aber schade. Oder muß ich nachhelfen? Ich habe Freunde in der Gegend. Jemand steckte mir, daß eine Neue in dein Haus gekommen sei. Muß ein scharfes Vögelchen sein, die Blonde.«
Cilly wußte, daß es keinen Sinn hatte, den Mann anzulügen. Wenn sie nicht mit der Wahrheit herausrückte, wurde der Zuhälter brutal, schlug sie und zerkratzte ihr das Gesicht.
»Ja, es war eine hier.«
»Na bitte.«
»Welches Zimmer?«
»Erste Etage, aber es ist leer.«
»Ach so. Sie ist auf Kundenfang?«
»Nein. Sie ist wieder verschwunden. Die war höchstens eine Stunde hier. Dann haute sie ab.«
Der Schöne hob die Augenbrauen. »Einfach so?«
»Oui.«
Er hob die Augenbrauen noch einmal. »Seltsam, wirklich seltsam.«
Ohne Vorwarnung schlug er zu. Cilly hatte damit gerechnet, sich jedoch auf die rechte Hand konzentriert. Der Schöne hatte die Linke genommen, zudem den Handrücken und die Wange der Frau so hart getroffen, daß seine Ringe blutige Spuren hinterließen.
Cilly stöhnte auf. Sie preßte ein Papiertaschentuch auf die blutende Wunde.
Der Schöne lächelte kalt. »Noch stehe ich hier draußen«, sagte er.
»Wenn ich erst einmal in deine gute Stube komme, wird sie bald keine gute Stube mehr sein.«
»Hau ab!«
Jemand kam die Treppe herab. Ein Mädchen mit zwei dunkelhäutigen Männern im Schlepp. Die Kleine kicherte, verstummte aber, als sie den Schönen sah, der sich zur Treppe hin umgedreht hatte, nickte und mit seiner seidenweichen Stimme sagte: »Ich hoffe,

du hast auch den doppelten Preis genommen, Süße.«

»Das habe ich, ehrlich, das habe ich.«

»Dann sind ja alle zufrieden.« Die Kleine im hautengen Dreß beeilte sich, den Kunstpelz überzustreifen und die beiden Kunden nach draußen zu schieben. Hastig folgte sie ihnen.

Der Zuhälter drehte sich wieder um. Cilly tupfte auch jetzt über ihre Wange. Sie stand unter Hochdruck. In ihrer Kitteltasche steckte die Astra der Blonden. Das wußte der Zuhälter nicht. Wenn er tatsächlich zu brutal werden wollte, dann würde sie schießen, aus Notwehr.

Der Schöne lächelte wieder. »Läuft doch ganz gut, wie?«

»Eine Ausnahme.«

Der Zuhälter nickte und wischte unsichtbare Krümel von der Fensterbank. »Ich weiß nicht so recht, Cilly, aber ich habe das Gefühl, als wolltest du mich bescheißen. Dir ein Weihnachtsgeld zulegen, das dir nicht zusteht. Ich überlege mir, ob ich die Preise nicht anheben soll. Aber zuvor werde ich dir noch eine Bescherung mit auf den Weg geben und dich in dein Bad stopfen…«

»Guten Abend!«

Der Mann hörte auf zu sprechen, schrak zusammen und flog herum, denn die Frauenstimme war von der Tür her geklungen. Der Kerl im weißen Mantel wollte seinen Augen kaum trauen, weil im Eingang eine Person stand, die sicherlich vierzig Jahre älter war als er.

»Hä…«, sagte er.

Sarah Goldwyn hatte den Kerl sofort richtig eingeschätzt. »Können Sie nicht reden, Monsieur?«

»Gehen Sie lieber«, warnte Cilly.

»Nein, nein.«

Der Zuhälter lachte. »Ich glaube, du willst hier arbeiten, du vertrocknete Drossel, nicht?«

Sarah Goldwyn lächelte. »Kein Respekt mehr vor dem Alter«, erwiderte sie und hob die Schultern. »Aber wissen Sie, junger Mann, wie man Ihr Gehirn auf Erbensgröße bekommt?«

»Nein, ich…«

»Man muß es aufpumpen!«

Nur Lady Sarah lächelte. Cilly nicht, die eine Katastrophe kommen sah, und der Zuhälter war zunächst einmal stumm, weil er die Antwort kaum faßte. So etwas hatte vorher noch niemand zu ihm gesagt!

»Du alte Schachtel bist noch immer nicht vernünftig. Was meinst du, was jemand mit dir macht, der das Gehirn in Erbsengröße besitzt.«

»Nein, das muß ja erst aufgepumpt werden.«

Er lief rot an, röhrte auf und holte weit aus, um die Horror-Oma mit einem Schlag auf die Straße zu fegen.

Es kam nicht oft vor, doch auf Reisen nahm Lady Sarah stets ihren

Spazierstock mit dem Knotenknauf mit. Sie stützte sich nicht nur mit dem Stock ab, sie benutzte ihn auch manchmal als Waffe.

Wie jetzt.

Bevor der Zuhälter seine Faust auf die Reise schicken konnte, spürte er den stechenden Schmerz um einiges unter der Gürtellinie.

Lady Sarah hatte ihn voll erwischt.

Der Schöne wurde plötzlich häßlich, als er sich auf den Boden setzte, die Hände zwischen die Beine preßte und heulte.

»Das war erst die Stufe eins«, sagte Lady Sarah. »Ich kann noch besser.«

Röchelnd und keuchend holte der Zuhälter Atem. Seine Augen glänzten wie im Fieber, doch es war der blanke Haß, der Lady Sarah Goldwyn entgegenstrahlte.

»Dich spitze ich in den Boden, Alte!« versprach er. »Dich mache ich so fertig, daß dich…«

»Keine leeren Versprechungen.« Sarah Goldwyn hatte die Schritte hinter ihrem Rücken vernommen. Sie wußte, daß Suko das Haus betreten hatte. Trotz seiner Schmerzen sprang der Mann hoch – und hatte wieder Pech, denn Suko reagierte gedankenschnell.

Der kaum erkennbare Fußtritt erwischte den Kerl und schleuderte ihn bis zur Treppe zurück. Suko war an der Horror-Oma vorbeigehuscht und stand neben dem Zuhälter, als dieser wieder hochkam und ein Messer gezogen hatte.

Nur einmal blitzte die Klinge im Licht der Flurbeleuchtung auf, dann nicht mehr, denn Suko hatte dem Zuhälter mit einem blitzschnellen Griff den Arm auf den Rücken gedreht. Der Schöne wurde noch häßlicher. Er wimmerte.

»Man sollte dir noch mehr Respekt beibringen, Hundesohn«, sagte Suko.

Sarah Goldwyn drückte sich gegen die Wand, damit Suko genügend Platz bekam, den Mann aus dem Haus nach draußen in die schmale Gasse zu befördern. Und dort flog er genau einem alten Bekannten in die Arme, der ihm noch einen mitgab.

Es war Kommissar Serge Adami, der den Zuhälter sowieso nicht leiden konnte und ihn für kurze Zeit schon in Verdacht gehabt hatte, der Killer zu sein.

Der Schöne rollte in die Gosse. Vor seinem Porsche blieb er liegen.

Serge Adami schlug mit der Faust auf das Dach, betrat das Haus und winkte ab, als er Lady Sarah und den Inspektor sah.

»Dann hattet ihr die gleiche Idee wie ich – oder?«

»Sieht so aus«, sagte Sarah.

Cilly kam sich vor, wie vom Regen in die Traufe gekommen. Den Schönen hätte sie noch abwimmeln können, aber die Bullen? Woher wußten die überhaupt, daß sich in ihrer Pension etwas ereignet hatte?

»Dürfen wir zu dir kommen, Cilly?«
»Klar, natürlich.«
Serge Adami grinste und zog die schmale Tür neben dem Fenster auf. »Wie schön du es hier hast«, sagte er. »Wirklich, man kann sich fast hier wohl fühlen.«
»Ach ja?«
»Sicher.« Er tippte Cilly mit dem Zeigefinger auf den Brustknochen. »Setz dich ruhig wieder hin, du fette Puffmutter! Ich möchte nämlich nicht, daß du vor Überraschung aus den Pantinen kippst.«
Sie nahm Platz und sah auch, daß Suko und Sarah den kleinen Raum betraten.
Die linke Wange schmerzte auch weiterhin. Der innere Schmerz, gepaart mit der Angst, waren schlimmer. Die Bullen hatten Verdacht geschöpft, das stand für sie fest. Und dieser Serge Adami war ein Bluthund. Er hatte sich gegen den alten Schrank gelehnt, nickte Cilly zu und sagte: »Dann erzähle uns mal was!«
»W… was denn?«
Serge rieb seine Jean-Gabin-Nase. »Aaahh«, sagte er, »wir kennen uns schon lange. Du weißt, wie hier der Hase läuft. Sechs Morde, Cilly, das ist nicht gut«, zischte der Kommissar. »Das könnte auch deinem Geschäft schaden. Nicht immer sind Leute hier, um dich vor dem Schönen zu beschützen. Was ist nun?«
»Ich weiß nichts über die Morde.«
Suko und Lady Sarah hielten sich zurück, aber sie beobachteten Adami genau. In seinen Augen schien plötzlich Eis zu liegen, so kalt schaute er die Frau an. »Du weißt nichts?«
»Nein.«
»Ich glaube dir.« Adami räusperte sich. »Dann müßten wir eine andere Person fragen.«
Cilly bekam Hoffnung. Ihr Gesicht war blaß und rot. Blutig dort, wo die Ringe des Zuhälters die Haut aufgerissen hatten. »Wen wollen Sie denn fragen?«
»Die Blonde.«
Cilly hob die Schultern. »Eines meiner Mädchen hier in der Pension? Da gibt es viele Blonde. Ich weiß nicht einmal, ob sie alle echt sind.« Sie lachte.
»Diejenige, die der Kommissar meint, ist echt«, redete Sarah Goldwyn dazwischen.
»Wer ist das denn?«
»Ein Lehrling.« Adami grinste. »Zwar ein bißchen betagt, aber nicht unbegabt.«
»Sie heißt Jane«, sagte Lady Sarah.
Cilly hob die Schultern, griff zu einer Blechschachtel, nahm ein dünnes Zigarillo und schob es zwischen ihre Lippen. Gelassen zündete

sie es an. »Ich kenne keine Jane. Diejenigen Mädchen, die bei mir arbeiten, haben wirkungsvollere Namen.«

»Sie kann auch erst seit einigen Stunden hier in der Pension sein«, meinte Suko.

»Ich habe keine Neue aufgenommen.«

»Sie lügen!«

Cilly schaute Sarah Goldwyn an.

»Was bildest du dir ein, du alte Schnepfe…?«

»Bißchen netter, nicht?« sagte Adami. »Etwas mehr Respekt vor dem Alter solltest du schon haben.«

Cilly zeigte mit dem Zigarillo auf Lady Sarah. »Wenn sie doch Mist erzählt? Ich kenne keine Jane, zum Teufel!« Sie stand wütend auf, um sich einen Ascher zu holen.

Suko schaute sie von der rechten Seite her an. Der Kittel saß ziemlich stramm um ihren Körper, so stramm, daß sich das abmalte, was sich in der rechten Tasche befand.

Die Umrisse einer Pistole waren zu erkennen.

Bis auf Suko hatte dies keiner bemerkt. Auch der Inspektor erhob sich und streckte die Arme aus. Eine völlig harmlose Geste, die allerdings ein anderes Gewicht bekam, als ihn die Frau auf dem Rückweg passierte. Da fiel Sukos Arm blitzschnell nach unten. Die Hand rutschte in die rechte Kitteltasche und holte die Waffe hervor.

Cilly schrie auf, wollte sich drehen, doch Sukos Stoß mit der flachen Hand gegen ihren Rücken beförderte sie zurück bis an den viereckigen Küchentisch.

»Bleib mal da stehen!« befahl der Kommissar. Dabei schaute er interessiert auf die Waffe. »Seit wann läufst du denn mit einer Kanone durch die Gegend?«

»Seit es den Killer gibt und auch Zuhälter mit großer Schnauze.«

Sie hatte schnell gesprochen. Eine Ausrede, die sie selbst ins Schwitzen gebracht hatte.

Suko hielt die Waffe hoch. »Eine Astra«, bemerkte er mit leiser Stimme, wobei Lady Sarah erbleichte.

»Seltene Waffe«, gab Adami zu.

»Da haben Sie recht, Kollege. Ziemlich selten. Frauen benutzen sie manchmal.«

»Und ich bin auch eine Frau!« rief Cilly.

»Was nicht zu übersehen ist«, meinte der Kommissar.

»He, keine persönlichen Beleidigungen.«

»Ich stellte nur etwas fest.«

»Und ich stelle ferner fest«, sagte Suko, »daß diese Waffe einer gewissen Jane Collins gehört, die Cilly angeblich nicht gekannt haben will.«

»Die habe ich auch nicht gekannt.«

»Wie kommen Sie dann an ihre Pistole?«

»Das ist nicht ihre. Ich habe sie eingehandelt. Ein… Ami hat nicht zahlen können, er ließ mir die Kanone da. Sogar Munition war noch dabei. Das ist alles.«

Suko runzelte die Stirn. »Wenn wir sie untersuchen lassen, werden wir feststellen, daß sich die Fingerabdrücke einer gewissen Jane Collins auf der Waffe befinden. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, Cilly?«

»Ja, nein, ich…«

»Also was jetzt? Wir haben nicht viel Zeit. Wo steckt Jane Collins? Wo müssen wir suchen?«

»Das weiß ich doch nicht.«

Serge Adami löste sich vom Schrank und ging in die Mitte des Raumes. Er zeigte dabei auf Lady Sarah und auf Suko. »Am besten ist es, wenn ihr mich mit dieser netten Dame allein laßt. Ich bin sicher, daß sie mir die Wahrheit sagen wird. Stellt euch mit dem Rücken vor das Fenster, singt ein Weihnachtslied und kassiert Provision.«

»Was haben Sie vor?« fragte Lady Sarah.

»Ach, wissen Sie, wir in Frankreich haben manchmal nicht so feine Methoden. Ich kann ihr etwas ins Öhrchen flüstern…«

»Mit dem Messer, wie?« kreischte Cilly.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Verdammt, bleibt hier!«

»Gut«, sagte Suko, »wir sind so frei. Um was geht es genau? Wollen Sie die Wahrheit sagen?«

»Ja, äh…«

»Lange warten wir nicht!« drohte der Kommissar. »Man kann unsere Geduld nicht bis in alle Ewigkeiten strapazieren. Das müßtest du doch wissen, Cilly.«

»Ich kenne diese Jane.«

»Gut!« lobte Adami. »Und weiter?«

»Sie war hier!« Cilly rauchte drei Züge. »Ja, sie war hier.«

»Was wollte sie?«

»Einen Job.«

»Hat sie den bekommen?«

»Nein, ich schickte sie weg.«

»Wann?«

»Sofort.« Cilly paffte wieder, und ihr Gesicht verschwand dabei hinter blaugrauen Wolken. Das wiederum paßte dem Kommissar nicht. Er schlug ihr die schmale Zigarre aus der Hand. »Ich will dich ansehen können, hast du verstanden?«

»Sicher.«

»Also, Cilly. Wie war das genau? Sie kam hier an, wollte ein Zimmer, und du hast sie weggeschickt.«

»Ja.«
»Und dir dabei die Pistole genommen, wie?« Plötzlich packte Adami zu. Er schaffte es tatsächlich, die schwere Person aus ihrer Sitzgelegenheit zu zerren. »Verarsche mich nicht!« flüsterte er dicht vor ihrem Gesicht. »Tu dir selbst einen Gefallen und verarsche mich nicht. Sonst ergeht es dir verdammt schlecht.«
»Aber ich…«
»Kein aber, die Wahrheit!« Er stieß sie wieder zurück. Der Korbsessel protestierte quietschend, als die Sitzfläche vom Gewicht der Frau eingedrückt wurde.
»Reden Sie«, sagte auch Suko. »Sechs Menschen hat der Bucklige bereits auf dem Gewissen. Wir wollen nicht, daß sich diese Zahl noch vergrößert.«
Cilly nickte. »Ich weiß.«
»Dann machen Sie endlich den Mund auf!«
»Du kennst ihn«, sagte Adami. »Ich weiß, daß du dich früher mit ihm abgegeben hast. Wir gehen davon aus, daß es nicht nur früher geschehen ist, auch heute noch. Tu dir selbst einen Gefallen und mach dich nicht zur Mitwisserin.« Sie trat die Glut des Zigarillos auf dem PVC-Boden aus. Ein häßlicher Fleck blieb zurück, der aber nicht weiter auffiel. Diese Bude war ziemlich primitiv.
»Sie war hier. Ich habe ihr ein Zimmer in der ersten Etage gegeben. Später kam er…«
»Der Killer?« fragte Suko.
Cilly schluckte und nickte. Sie wischte durch ihr schweißnasses Gesicht und verrieb noch etwas Blut. »Er hatte sie gesehen, und er wollte zu ihr. Er wußte ja, daß sie fremd war. Somit stellte sie für ihn ein ideales Opfer dar.«
»Hast du ihn nachgeschickt?«
»Oui, Monsieur Adami, oui. Was sollte ich denn machen? Ich konnte doch nichts dagegen tun. Es war alles vergebens. Ich mußte ihn hochschicken, er hätte mich sonst getötet. Er ist brutal, er ist gewalttätig, und er ist kein Mensch mehr. Er hat sich das Messer in die Brust gestoßen und…«
»Wo ist sie jetzt?« fragte Sarah Goldwyn, die aus Furcht um Jane bleich geworden war.
»Er hat sie mitgenommen.«
»Wohin?« schrie Adami.
»Zu einem Platz, wo er sie töten will«, erwiderte Cilly mit rauher, flüsternder Stimme.
Adami hob die Schultern. »Wenn ich es richtig sehe, wird sie kaum mehr wissen.«
So einfach wollte Suko nicht aufgeben. »Ist er mit seinem Opfer hier in Montmartre geblieben?«

»Bestimmt.«
»Wo hat er sich herumgetrieben?«
»Das ist schwer zu sagen…«
»Überlegen Sie genau, Cilly.«
»Er war oft nahe der Kirche. In diesem Park hat er ein Versteck gefunden.«
»Da wird er wohl nicht mehr sein«, sagte Serge Adami. »Wir könnten eine Razzia…«
»Nein, Kommissar, nein. Er würde aufgeschreckt werden und erst recht töten.«
»Glauben Sie denn tatsächlich daran, daß Ihre Jane Collins noch am Leben ist?«
»Solange ich ihre Leiche nicht gesehen habe, gebe ich die Hoffnung nicht auf.«
»Optimist.«
»Da war noch etwas«, rückte Cilly plötzlich mit einer neuen Version heraus.
»Wir hören!«
Sie blickte Adami an. »Er hat so gerochen…«
»Nach Leiche, wie?«
»Noch etwas. Nach brakigem Wasser. Nach Fäkalien, nach Jauche und Ratten.«
»Abwässerkanäle«, stellte Lady Sarah fest. »Gibt es ein idealeres Versteck für einen Zombie, der nicht gesehen werden will? Ich wüßte keines.«
»Paris ist sogar berühmt für diese Rattengänge. Dort werden sogar Feste gefeiert.«
»Sie kennen sich hier aus, Kommissar, wir nicht. Könnten Sie uns führen? Gibt es eine Stelle, die sich besonders eignet…«
Er hob die Schultern.
»Quasimodo hat noch erwähnt, daß Jane einen besonderen Tod sterben soll. Er will sie foltern.«
Lady Sarah zuckte zurück. Suko erbleichte nur, aber das reichte auch. »Wie will er das tun? Womit?«
»Das hat er nicht gesagt.«
Der Inspektor wandte sich an seinen französischen Kollegen.
»Hilft Ihnen das weiter?«
Serge Adami knetete seine Nase. »Es ist schwer«, gab er zu. »So verdammt schwer.«
»Bitte!« drängte auch Sarah Goldwyn.
»Ich müßte mal telefonieren.«
»Dann tun Sie es.«
Er sagte nicht, wen er anrief, aber es dauerte, bis er eine Verbindung bekam.

Suko und Sarah Goldwyn saßen wie auf heißen Kohlen. Alles kam auf Serge Adami an. Wenn er die heiße Spur zu Jane Collins fand, konnten sie den Fall möglicherweise weiterführen.

Dann sprach er.

Lady Sarah und Suko verstanden nicht viel, weil er zu schnell redete. Das Thema drehte sich um eine Baustelle, das hörten sie schon heraus.

Cilly hockte auf dem Stuhl, den Blick zu Boden gerichtet. Hin und wieder räusperte sie sich. Sie hatte geredet und dabei gewonnen, obwohl sie es nicht wahrhaben wollte.

Mädchen und Kunden trafen nicht ein. Es hatte sich wohl herumgesprochen, daß die Polizei in der Pension ermittelte. Das Risiko, entdeckt zu werden, wollte wohl keiner eingehen.

Endlich legte Serge auf. Er drehte sich um, seine Nase knetend.

Dann nickte er.

»Haben Sie was?« fragte Sarah.

»Ich glaube, Madame. Ich rief einen Bekannten vom Bauamt an. Er leitet gewisse Umbauarbeiten, und zwar wollen wir unser Abwassersystem verbessern. Nicht nur hier, überall in Paris. Wir haben eine bestimmte Stelle in Montmartre abgesperrt, weil dort Tiefbauarbeiten stattgefunden haben.«

»Sie meinen, daß wir Jane Collins dort finden können?« fragte die Horror-Oma.

»Zumindest sollten wir es versuchen. Eine Baugrube, wie gesagt. Abgesperrt, in Montmartre liegend, dennoch sehr einsam. Im Prinzip ein idealer Platz.«

»Den Sie uns sofort zeigen sollten«, sagte Suko und war bereits an der Tür.

Auch Lady Sarah huschte hinaus. Der Kommissar blieb noch einen Moment. »Sieht beschissen für dich aus, Cilly!«

»Wie beschissen denn?«

»Keine Ahnung, aber ich bin nicht so. Ich werde ein gutes Wort für dich einlegen.«

Er ging und hörte keinen Dank.

***

Der Bucklige brüllte so laut auf, als läge er selbst auf der Streckbank.

Er hatte die Rolle losgelassen. Die Trommel drehte sich noch nach, und die Speichen schlugen gegen seine Hände, weil er sie nicht schnell genug aus der Gefahrenzone brachte, aber Schmerzen verspürte er nicht. Er taumelte zurück, mit einem irren Blick und dabei den Kopf schüttelnd.

Jane Collins aber kam sich vor, als wäre sie soeben aus einer anderen Welt zurückgekehrt. Sie lag zwar noch immer auf der verdammten Streckbank, aber die Arme hatte sie frei. In der Mitte waren die

Bänder gerissen, nur mehr die harten Schlaufen umspannten ihre Handgelenke, doch auch diese löste Jane, als sie sich aufgerichtet hatte.

Der Bucklige starrte sie aus einer respektablen Entfernung an. Er zitterte, als würden Stromstöße durch seinen untoten Körper jagen.

Jane Collins mußte die Nerven behalten. Sie holte noch einmal Luft, bevor sie den sechsfachen Mörder mit rauher Stimme ansprach. »Habe ich dir nicht gesagt, daß ich eine Hexe bin, daß ich dem Teufel gehöre?«

»Nein, nein!« stieß er hervor, doch es klang schon sehr unsicher.

»Das glaube ich…«

»Du mußt es glauben. Oder meinst du, ich hätte genügend Kraft, die Stricke zu zerreißen.«

»Sie waren neu.«

»Da siehst du es.«

Der Bucklige wußte nicht, was er tun sollte. Janes Tat hatte ihn völlig aus dem Konzept gebracht. Vorbei war es zunächst mit dem siebten Opfer, das der siebte Sohn eines siebten Sohnes bringen sollte. Die Magie war eine andere geworden, die Hölle hatte sich von einer Seite gezeigt, die er nicht kannte.

Er war vom Satan geimpft worden, nur das zu tun, was der Höllenherrscher wollte. Das klappte nun nicht mehr, die magische Verbindung war irgendwo gerissen. Er mußte neu anfangen.

Aber wie?

Kreaturen wie er konnten nicht nachdenken, dafür Jane Collins.

Sie mußte sich so rasch wie möglich auch von den anderen Fesseln befreien. Die Füße waren an die Trommel gebunden worden, es gab so gut wie kein »Spiel«, und sie mußte sich schon sehr weit vorbeugen, um die harten Knoten zu erreichen.

Allmählich spürte sie auch wieder das Gefühl in den Armen, denn das Blut konnte jetzt schneller und vor allen Dingen normal durch die Adern rinnen.

Die Hände kamen ihr dick und aufgequollen vor, als sie versuchte, die Schlingen zu lösen. Ein Fingernagel ging dabei flöten, was machte das schon?

Jane arbeitete verbissen, löste zuerst die rechte, dann die linke Schlinge.

Geschafft!

Sie lachte auf, freute sich, schloß die Augen, öffnete sie wieder, wischte die Hände an dem verdammten Totenhemd ab.

Auch die Füße schmerzten. Eine Pause konnte sich die Detektivin nicht erlauben, schwang sich auf dem Holz der Streckbank herum und stellte die Füße auf den Boden.

Viel mehr konnte sie von der Umgebung jetzt auch nicht erkennen.

Vor ihr war die Mauer.
Und vor der Mauer stand der Mörder!
Er zeichnete sich dort ab, als hätte man ihn genau da und nicht anderswo hingestellt.
Jane stand auf. Erst als der Druck auf ihren Füßen lag, spürte sie auch die Schmerzen. Das Gefühl des Brennens zog sich von unten nach oben hin und endete erst in den Kniescheiben. Als sie die ersten beiden Schritte ging, da kam es ihr vor, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen.
Die Detektivin biß die Zähne zusammen. Ihre Augen hatte sie zu Sicheln verengt. Nur keine Schwäche zeigen, hämmerte sie sich ein.
Das Moment der Überraschung ausnutzen. Vielleicht kann ich ihn packen und der Polizei übergeben.
Er schaute ihr entgegen.
In seinen Augen hatte sich wieder dieser blasse, türkisfarbene Schein ausgebreitet. Der stammte nicht von dieser Welt, er mußte ihm von Satan eingegeben worden sein.
Jane Collins wunderte sich darüber, daß der Teufel noch nicht eingegriffen hatte. Normalerweise hätte er längst etwas unternehmen müssen. Das Blatt zu wenden versuchen, aber er hielt sich zurück.
Oder wußte er tatsächlich nichts?
Der Bucklige hob die Hand. Es war eine Geste der Verlegenheit.
Jane versuchte, über den Rand der Mauer hinwegzuschauen. Sie wollte endlich sehen, wo man sie hingeschleppt hatte. An dieser Stelle jedoch war die Mauer zu hoch.
Wenn sie nach links sah, entdeckte sie, nicht allzu weit entfernt, eine Lichterspur in der Nacht. Gelbrote Lampen brannten dort als eine Warn- und Signalbarriere.
Sie ahnte, daß sie sich in einem Bau- und gleichzeitigem Sperrgebiet befand. Hier hätte sie der Killer quälen und töten können, ohne daß jemand etwas gehört hätte. Schrecklich!
Jane wollte nicht zu dicht an ihn herangehen. Sie mißtraute ihm nach wie vor und spürte, wie es kalt ihren Rücken hinabrann. Ein Zombie bereitete ihr immer Unbehagen.
Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Möglichkeit, dieses Wesen überwältigen zu können.
War sie als Hexe stärker als ein Untoter?
Eine richtige Hexe möglicherweise. Aber der Fluch war von ihr genommen worden. Was noch in ihr schwelte, konnte sie nur als einen winzigen Rest bezeichnen, der wieder zusammengebrochen war.
Der Wind strich über diesen Flecken Erde und brachte die Kälte der Nacht mit. Es tat ihr gut, auch wenn sie fror.
Jane ging in die Offensive. »Willst du mich noch immer töten?« fragte sie lauernd.

Der Bucklige kicherte. Es waren unheimliche Laute, die da aus seinem Maul rangen.

»Antworte.«

Er nickte ihr zu. »Du… du bist keine richtige Frau, kein richtiges Opfer. Du bist eine von uns!«

»Wie du gesehen hast!« bluffte Jane weiter.

»Gut. Dann werden wir die Aufgabe gemeinsam erfüllen. Wir gehen jetzt los, wir verlassen diesen Ort, und du wirst die nächste Frau für mich aussuchen.«

»Weshalb ich?«

»Du bist unverdächtig.«

»Aber nicht mit dir, wenn du an meiner Seite stehst.«

Er drehte sich um und zeigte die Mauer hoch. »Das ist kein Problem. Ich kenne geheime Wege, Abkürzungen…«

»Wo führen sie her?«

»Durch die Kanäle. Der Bauch von Paris hat schon vieles geschluckt. Er wird auch uns vertragen können, das kann ich dir versprechen. Sie bauen hier viel um, aber ich habe einen Eingang entdeckt, der uns in die Tiefe führen wird. Kommst du mit?«

Jane Collins überlegte nicht lange. Wenn sie hier wegkommen wollte, mußte sie sich darauf einlassen. Dieser Zombie kannte sich wesentlich besser aus als sie. Und er würde sie – das war besonders wichtig – in Wohngebiete führen.

»Na?«

»Laß uns gehen!«

»Ja, wunderbar.« Als Beweis seines Vertrauens drehte er ihr den Rücken zu, um die Mauer erklettern zu können.

Jane lächelte kalt. Wäre er ein normaler Mensch gewesen, hätte sie ihn mit einem Karateschlag erledigen können. So aber mußte sie abwarten, ob ihr irgendwann eine andere Möglichkeit einfiel, sich des sechsfachen Mörders zu entledigen.

Geschickt kletterte er die Mauer hoch, blieb auf der Kante hocken und nickte ihr zu. »Komm endlich!«

»Okay.«

Jane hatte Mühe, mit ihren Schuhen hochzuklettern. Sie wollte sie aber nicht verlieren und krümmte die Zehen, damit die Schuhe an ihren Füßen blieben.

Sie hockten sich auf der Mauerkrone gegenüber. Der Zombie wies auf die andere Seite. »Da müssen wir runter.«

Jane bekam leichte Magenkrämpfe, als sie das sah. Die Mauer bildete praktisch die hohe Grenze einer gewaltigen Tiefbaustelle, die an den vier verschiedenen Seiten als langer Hang in die Tiefe dem Grund entgegenglitt.

Lehm, Steine, Wurzelwerk und hin und wieder Abfall klebten an den

Hängen.

»Es ist nicht schwer.« Er kicherte wieder. »Du als Hexe müßtest es schaffen.«

»Kein Zweifel«, erwiderte Jane, »aber wo willst du hin? Wie geht es weiter?«

»Am Grund der Baustelle«, sagte er, »hat man schon die große Röhre gelegt, die direkt zu den Abwässerkanälen führt. Durch sie müssen wir laufen, dann schaffen wir es.«

»Meinetwegen!«

»Dann komm.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er sich einfach fallenließ.

Quasimodo kippte kurzerhand weg, landete für einen Moment auf der Schräge, dann rollte er den Hang hinab. Nun hätte Jane die Chance gehabt, zu verschwinden, um eine Polizeiaktion einleiten zu können. Jane wußte auch, wo die Beamten ansetzen konnten.

Jede andere Frau hätte so gehandelt, nicht Jane Collins. Sie gehörte zu den Personen, die knallhart sein konnten und stets ein gewisses Ziel verfolgten.

Wenn sie schon einmal die Chance bekam, den Killer abzuliefern, wollte sie die auch nutzen. Es war immer besser, wenn er sich unter ihrer Kontrolle befand.

Der Bucklige hatte sein Ziel erreicht. Er lag dort, wo die Hänge in die normale Grube ausliefen. Im schwachen Restlicht einer fernen Beleuchtung erkannte Jane, daß er sich aufgerichtet hatte und ihr sogar zuwinkte.

»Okay«, flüsterte sie, »dann wollen wir mal.« Allerdings machte sie es nicht so wie der Zombie. Jane rutschte an der Außenseite entlang. Ihre Füße drückten gegen das weiche Erdreich, verschwanden darin, und durch die starke Schräge verlor sie den Halt.

Dann ging es ihr nicht anders als dem Zombie. Jane drehte sich öfter um sich selbst. Sie wußte nicht mehr, wo oben oder unten war, trachtete nur danach, nichts von dem verdammten, öligen Dreck zu schlucken und schützte ihren Kopf.

Das war auch nötig. Festklemmendes Wurzelwerk griff wie mit Totenkrallen nach ihrem Haar, zerrte daran, riß einige Strähnen heraus, ließ es los. Sie rutschte und kugelte weiter, wobei sie sich regelrecht durch den nassen und manchmal sehr weichen Lehm bohrte, bis sie etwa dort zur Ruhe kam, wo sich auch der Bucklige befand.

Er kam auf sie zu, wollte ihr auf die Beine helfen, aber Jane stand von allein auf.

Jetzt stellte sie fest, daß sie trotz allem noch ihre Füße an den Schuhen trug. Ein Wunder, daß sie die Treter mit den hohen Absätzen nicht verloren hatte.

Auch die neue Röhre sah sie. Sie schaute mit ihrer runden Öffnung aus dem Boden hervor. Der Durchmesser lag über dem normalen.

Da hätte fast ein Lastwagen Platz gefunden.

Nach einigen Metern war von der Röhre nichts mehr zu sehen, weil sie im Erdreich verschwand.

»Und da soll ich hinein?«

»Ja, es ist einfach. Ein idealer Weg. Eine Strecke für Mörder.« Er stierte sie aus seinen leuchtenden Augen an, und Jane schluckte ihren bissigen Ärger herunter.

Ihr war schon vieles widerfahren, doch mit einem sechsfachen Mörder hatte sie noch keinen Ausflug gemacht.

Er vertraute ihr noch immer. Das war gut. Vielleicht würde sich die Chance ergeben, ihn zu überwältigen. Nur war sich Jane nicht darüber im klaren, wie sie das anstellen sollte.

Man konnte Zombies, die einfachen jedenfalls, auf eine bestimmte Art und Weise vernichten. Dazu gehörte der Schuß in den Kopf, ins Zentrum. Das war die einfachste Methode. Es gab auch andere, dafür benötigte man Schwerter oder Äxte.

»Gehörst du wirklich zu uns?« fragte er.

»Ja – weshalb fragst du?«

»Weil du zögerst.«

Jane lächelte knapp. »Ich bin noch nie zuvor durch eine mir völlig unbekannte Röhre gegangen, das mußt du verstehen.«

»Ich verspreche dir, daß man uns nicht erwischen wird. Du kannst es mir glauben.«

Jane Collins blieb nichts anderes übrig, als hinter dem Buckligen herzustiefeln, wenn sie ihn nicht aus der Kontrolle verlieren wollte.

Die Baustelle kam ihr vor wie ein gewaltiger Kessel oder ein viereckiges Loch inmitten einer gebirgigen Landschaft. Schweres Gerät sah aus wie eine bizarre Kulisse. Erde war bewegt worden. Gewaltige Hügel aus Lehm türmten sich hoch.

Der Bucklige hatte es eilig. Die Natur hatte diesen Mann zu einem Gezeichneten gemacht, über den andere Menschen lachten. Daß er sich an seiner Umwelt rächen wollte, konnte Jane sogar verstehen.

Nur die Art, wie er es tat, das war nicht richtig.

Wie ein großes, unheimliches Auge sah der Anfang der gewaltigen Röhre aus. Ein kalter, glatter Tunnel, gefräßig, begierig, alles in sich einsaugend. Von innen angestrichen mit einer Schutzfarbe, die einen matten Glanz ausstrahlte.

Der Bucklige hatte sich gedreht und der Röhrenöffnung den Rücken zugedreht. Er stand etwas krumm, zur rechten Seite geneigt, weil sein Fuß dort eingesunken und in der lehmigen Erde verschwunden war, so daß er wirkte, als besäße er nur mehr ein halbes Bein. Über den Rand der hohen Wände hinweg drang der Widerschein zahlreicher

Straßenlichter in die Baugrube.

Auch der freiliegende Teil der Röhre streifte das Licht und ließ das Gesicht des Buckligen einigermaßen gut erkennen. Jane merkte, daß sich etwas tat. Quasimodo erschien ihr nervöser als noch vor wenigen Minuten. Er bewegte seine Hände, als wären sie zu kalt geworden. Eine sichtbare Waffe hatte die Detektivin an ihm nicht feststellen können, was sie einigermaßen beruhigte.

»Hast du was?« erkundigte sie sich.

Der Bucklige hob die Schultern an. »Ich weiß es nicht genau. Es ist so anders.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Weshalb gehst du nicht weiter?«

Quasimodo warf einen Blick über die Schulter auf die Öffnung der Röhre. »Es hat damit zu tun. Ich werde irgendwie aufgehalten. Vielleicht will jemand, daß ich noch warte.«

»Ich bitte dich. Erst hattest du es eilig und jetzt…? Wer ist es denn?«

»Mein Freund!«

»Der Teufel?«

Quasimodo enthielt sich einer Antwort. Wahrscheinlich war er sich selbst nicht sicher, doch bei Jane klingelten die Alarmglocken.

Wenn sie alles gebrauchen konnte, nur nicht den Teufel. Der würde ihr Spiel auf der Stelle durchschauen.

Mit dem nächsten Satz traf sie Anstalten, den Buckligen in Sicherheit zu wiegen. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Teufel erscheinen wird. Er vertraut dir. Er will, daß du selbständig wirst und nicht immer von ihm abhängig bist. Das war bei mir ähnlich. Ich habe als Hexe fast die gleiche Entwicklung durchgemacht wie du.«

»Tatsächlich?«

Nicht Quasimodo hatte die Frage gestellt, es war der Höllenherrscher persönlich, der auf einmal seinen Platz eingenommen hatte. Er stand in der Röhre, umwabert von bläulichroten, starren Flammen, die einen Schutzmantel bildeten.

Jane erschrak zutiefst. Sie spürte das Zittern und hatte gleichzeitig den Eindruck, daß ihr jemand die Beine unter dem Körper weggezogen hatte.

Anders reagierte der Killer. Er sah den Höllenherrscher und jubelte: »Satan – endlich!«

***

Asmodis, der in vielerlei Gestalten erscheinen konnte, hatte sich in diesem Fall für eine klassische entschieden. Ganz in Schwarz stand er inmitten der Flammen. Sein Gesicht hatte Ähnlichkeit mit einem Dreieck besessen. Die breite Stirn war glatt. Hörner hatte er keine.

Die Farbe der Haut mischte sich aus Rot und Schwarz zusammen, ein festzementiertes Muster von zwei Schatten, das auch über den breiten Mund hinausragte, der schon Ähnlichkeit mit einem gewaltigen Maul aufwies.

Asmodis trug nicht allein die Flammen als Kleidung. Er hatte seinen wahrscheinlich behaarten Körper in ein enges, schwarzes Trikot gezwängt und bewegte sich aus der Röhrenöffnung heraus. Er tat es leichtfüßig, als würde er schweben.

Der Mörder wollte nach ihm greifen und ihn berühren wie einen Fan seinen Star, doch der Teufel schob ihn mit einer heftigen und arrogant wirkenden Geste zur Seite, um Platz zu haben für eine Person, die schon lange auf seiner Liste stand.

Jane Collins blieb stehen. Es hätte keinen Sinn gehabt, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Sie war realistisch genug, um einzusehen, wann sich die Chancen dem Nullpunkt näherten.

»Sie gehört zu uns!« keuchte der Bucklige. »Ich habe es gesehen. Sie hat es mir bewiesen…«

»Ja, ja, sie gehört zu uns!« Asmodis sprach mit einer knarrenden Stimme. Hart und gleichzeitig weich. Ein Auf und Ab in der Modulation. So etwas brachte kein Mensch fertig. Zwei Schritte vor Jane stoppte er seinen Schritt, stemmte eine Hand in die Hüfte, lächelte kalt und fragte wieder: »Gehörst du tatsächlich zu uns?«

»Er hat es geglaubt.«

»Er ist eine Null.«

»Ich weiß.«

»Du hättest ihn geschafft, nicht?«

»Vielleicht oder bestimmt. Man muß einen sechsfachen Mörder aus dem Verkehr ziehen.«

»Von deiner Warte aus gesehen hast du recht.« Satan lächelte wieder. Er unterhielt sich völlig normal. Dies wiederum gehörte zu seinen Stärken. Ein Dämon, der sich hervorragend anpassen konnte wie ein Chamäleon. Das machte es dem Teufel leicht, inmitten der Menschen seine neuen Opfer zu suchen. »Du hättest das siebte Opfer sein sollen. Sechsmal hat er den richtigen Riecher gehabt, beim siebtenmal, Buckliger, ist dir ein Irrtum unterlaufen.«

»Wieso? Nur weil sie eine Hexe ist?«

»Ist? Nein, diese Frau war eine Hexe. Sie hat einmal auf meiner Seite gestanden, aber das ist vorbei. Man hat sie wieder umgepolt. Das ist doch so, nicht wahr, Jane?«

»Wenn du das sagst.«

Die Enttäuschung und die Wut malten sich auf dem Gesicht des Buckligen ab. »Was soll das heißen? Habe ich mich von ihr reinlegen lassen?«

»Es sieht so aus!«

Quasimodo wollte starten und sich auf Jane Collins stürzen, der Teufel aber hielt ihn zurück. »Nein, mach keinen Unsinn! Sie ist dir wirklich über.«

Das konnte der Bucklige nicht vertragen. Er heulte wie ein kleines Kind, trat mit dem rechten Fuß auf.

Der Teufel ließ ihn in Ruhe. Er kümmerte sich um Jane. »Weißt du eigentlich, daß ich auf diesen Moment lange gewartet habe?« erkundigte er sich mit falscher Freundlichkeit.

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Du weißt, daß zwischen uns noch eine Rechnung offen steht. Eine sehr große sogar.«

»Das sagst du!«

»Richtig, Jane. Man nimmt mir nichts weg. Du hast dich sehr ver ändert und sogar den Fluch abschütteln können. Du bist wieder normal und läufst mit einem Gesicht umher, das sich auch am Tage nicht von dem normaler Menschen unterscheidet. Das verdankst du der Sternen-Prinzessin und einiger anderer Umstände. Doch die Zeit der Hoffnung ist für dich nur von kurzer Dauer gewesen. Ich werde dich hier in Paris vernichten. Du hattest eine Chance gehabt, sie leider nicht genutzt. Du hättest dich auf meine Seite stellen müssen, alles andere mußte für dich tödlich ausgehen. Ich wundere mich nur darüber, daß dir dies nicht klargeworden ist, Jane Collins. Da komme ich nicht mit.«

»Ich bin ein Mensch, ich wurde als Mensch geboren, und ich will immer ein Mensch bleiben.«

»So habe ich dich auch eingeschätzt.«

Jane hob die Schultern. Sie hatte versucht, ihre Abwehrkräfte aufzubauen. Wenn sie sich hätte selbst einschätzen müssen, wäre ihr der Vergleich mit einer weißen Hexe in den Sinn gekommen. Sie wollte ihre Kräfte für die positiven Dinge einsetzen und nicht zerstörend wirken wie der Teufel und seine Helfer.

Nur war da nichts. Es gelang ihr nicht, die Kräfte zu mobilisieren.

Asmodis hatte einen Ring um sie gelegt. Seine Anwesenheit, verbunden mit dem Fluidum des Schreckens, erstickte aufkommende Gegenkräfte bereits im Keim.

»Ein schlechter Platz zum Sterben!« flüsterte der Teufel. »Das sage ich dir ehrlich.«

»Dann laß mich laufen!«

Als der Satan lachte, drangen aus seinem Maul Rauchwolken, die stinkend in Janes Richtung zogen. »Ich bitte dich, Jane Collins. Irgendwann ist Schluß. Ich habe dich schon zu oft laufenlassen, jetzt wird so gespielt, wie ich es für richtig halte. Du hättest an meiner Stelle bestimmt nicht anders gehandelt.«

»Was weiß ich…«

»Rede keinen Unsinn!« machte er ihr klar. »Du kannst auswählen, ob du verbrennen willst oder durch Quasimodo ums Leben…«

»Moment noch.«

Satan gab sich teuflisch galant und beugte sich vor. »Was hast du?«

»Ich möchte wissen, was deine oder seine Aktivitäten hier zu bedeuten haben?«

»Ganz einfach. Wir sollen Zeichen setzen. Ich habe ihn gerettet, als er sich vom Turm der Basilika stürzte. Das war alles, mehr ist nicht passiert.«

»Was wolltest du von ihm?«

»Einer wie er darf nicht sterben. Er ist der siebte Sohn eines siebten Sohnes.«

»Was bedeutet das?«

»Er gehört der Hölle!«

Jane hatte sich so etwas Ähnliches vorgestellt. Der Hölle also. Es gab alte Sprüche, archaische Regeln, die seit langer Zeit bestanden und von denen der Teufel auch in der modernen Zeit um keinen Deut abwich. Er konnte sich zwar anpassen, bewahrte jedoch die Dinge, die in der Urzeit entwickelt worden waren.

»Du hast es gespürt?«

»Richtig.«

»Der siebte Sohn eines siebten Sohnes. Das gibt es selten, ich weiß.«

»Deshalb suche ich sie auch.«

»Sind sie leicht zu finden?«

»Nein, aber sie sind oft genug gezeichnet, so wie er. Dann holte ich sie auf meine Seite. Wie du weißt, gehöre ich zu denen, die immer mächtiger werden, je mehr menschliche Seelen ich sammeln kann. Diejenigen, die mir der siebte Sohn eines siebten Sohnes bringt, sind besonders wichtig, denn sie stärken den Einfluß und die Kraft der Hölle. Sie machen sie hart und fest und widerstandsfähig gegen die Feinde, die ich leider auch in den eigenen Reihen habe.«

»Auch hier in Paris?«

Der Teufel nickte. Das Thema war ihm wohl unangenehm, aber Jane hackte weiter darauf herum. »Wer ist dein Feind? Ich – nicht wahr?«

»Auch.«

»Wer noch?«

Asmodis winkte ab. »Es geht um die Herrschaft. Ich will sie nicht teilen, ich will, daß die Stadt mir gehört.«

»Wem könnte sie denn noch gehören?«

Aus dem Maul des Höllenherrschers drang Jane Collins eine orakelhafte Antwort entgegen. »Der siebte Sohn eines siebten Sohnes bringt mir sieben Seelen, die einen Ring um das Gebiet legen, in dem die Gefahr lauert. Verstehst du das?«

»Nein!«

»Es ist der alte Friedhof!«

Jane Collins wunderte sich über die Ehrlichkeit des Teufels. Mit einer derartigen Erklärung hatte sie nicht gerechnet. Der Friedhof war Feindesland für den Satan? Wie sollte sie das wiederum verstehen?

Innerhalb weniger Sekunden gelang es ihr, sich ein geistiges Bild aufzubauen. Sie dachte an Sarah Goldwyn, die auf dem Friedhof etwas bestimmtes gesucht hatte: ein altes Templergrab. Ob dieses Grab mit den Aktionen des Teufels etwas zu tun hatte? Konnte es sein, daß sich selbst der Satan davor fürchtete?

Daran wollte Jane nicht so recht glauben. Sie hob die Schultern. Ihr Lächeln wirkte verlegen und verkrampft, es verunsicherte gleichzeitig Asmodis.

»Du hast mich nicht verstanden?«

»Nein!«

»Noch einmal. Die sieben Seelen, die mir der siebte Sohn eines siebten Sohnes bringt, werden den Friedhof Montmartre für mich einnehmen. Bisher ist er noch ein Bollwerk der anderen…«

»Welcher anderen?« rief Jane.

»Auf dem Friedhof liegen berühmte Menschen, die sich in der Vergangenheit mit vielen Dingen beschäftigt haben. Sie gehörten den unterschiedlichsten Gruppen an.«

»Auch den Templern?«

»Ja, auch ihnen.«

»Sie sind dein Problem, nicht wahr? Die Templer sind es, gegen die du angehen willst.«

»Nein, nicht direkt. Aber es gibt dort ein Grab, in dem eine Frau liegt. Sie versucht, obwohl sie schon lange tot ist, Einfluß zu gewinnen, denn sie hat erfahren, daß jemand erwacht ist, den sie damals angebetet hat, als sie sich von den anderen trennte. Sie war eine der Anführerinnen einer Gruppe, die…«

»Baphomet!«

»Ja!« brüllte Asmodis. »Ja, Baphomet. Das Teil von mir, ein Drittel des Bösen. Das eine bin ich, das andere ist Beelzebub, und das dritte ist Baphomet.«

»Und gemeinsam seid ihr Luzifer!«

»Du hast die Hölle im Prinzip begriffen, ehemalige Hexe. Wer mich bekämpfen will, wird auch versuchen, mich zu verstehen. So ist das nun einmal, daran kann ich leider nichts ändern. Eine Einheit, die keine ist.«

Jane lachte ihn an. Sie wußte selbst nicht, woher sie jetzt noch den Mut nahm. »So ist das Böse nun mal!« schrie sie. »Es kann nicht zusammenhalten. Es wird immer versuchen, sich zu zerstören, weil der Hunger nach Macht einfach unersättlich ist. Wir müssen damit leben, und wir freuen uns auch darüber.«

»Du nicht mehr!« Der Satan streckte einen Arm aus. Jane schaute gegen die Spitzen der gespreizten Klaue. Der Teufel besaß in einer Hand mehr Kraft und Macht, als…

Sie spürte es, denn etwas rieselte durch ihren Körper. Bewegen konnte sie sich nicht mehr, und der Satan lachte.

»Ich komme zum Schluß«, sagte er und nickte seinem Diener zu.

»Du kannst sie töten. Die siebte Seele soll dir gehören. Damit ist der Ring um den verfluchten Friedhof gelegt. Meine, unsere Feinde werden nichts mehr anrichten können.«

Der Bucklige nickte heftig, bevor er eine Frage stellte. »Wie soll ich sie töten?«

»Ich überlasse es dir.«

»Ich könnte die bloßen Hände nehmen!« Er stierte bei den Worten auf seine Finger.

»Nein, erschlage sie, das ist besser!«

Quasimodo nickte. Er wandte sich ab und suchte auf dem Boden nach einem entsprechenden Gegenstand.

Jane schaute ihm zu. Diesmal war sie hilflos. Den Bann des Satans brach sie niemals.

Der Bucklige sprach mit sich selbst. Manchmal schüttelte er auch unwirsch den Kopf, da er das richtige Mordwerkzeug noch nicht gefunden hatte.

Er entschied sich schließlich für einen Stein, der schräg unter einem Lehmklumpen hervorschaute. Den zerrte er hervor, wog ihn in der Hand, drehte ihn so, daß er mit der Spitze nach vorn zeigte und nickte zufrieden.

»Damit werde ich dich töten!« versprach er.

»Dann tu es endlich!« rief Asmodis. Er war in diesem Fall nur Zuschauer.

Quasimodo, dem das siebte Opfer einmal entwischt war, näherte sich Jane wie ein ferngesteuerter Mordroboter, der in der Lage war, sämtliche Hindernisse aus dem Weg zu räumen.

Er hatte Glück, hier gab es keine. Bis zu diesem Zeitpunkt jedenfalls nicht.

Plötzlich war alles anders.

Der Mörder hatte bereits den rechten Arm angehoben, um zuzuschlagen, als jeder von ihnen das Gefühl hatte – auch Jane –, daß sich der Himmel öffnen würde.

Aus der Düsternis schoß etwas heran. Die Geschwindigkeit war kaum meßbar. Es raste in einem Halbbogen auf Jane und die beiden anderen zu, ohne langsamer zu werden.

Selbst Asmodis hatte damit nicht gerechnet. Er reagierte zu spät.

Jane gelang noch ein kurzer Blick. Sie glaubte, eine Kugel zu erkennen, dann wurde sie von einem wahnsinnigen Orkan gepackt,

der das Totenhemd zerriß und sie selbst in die Höhe schleuderte wie einen leichten Ball.

Genau hinein in die Kugel!

***

Ich stand am Grab der Manon de Valois und erlebte so etwas wie ein magisches Wunder.

Die Gestalt bestand nur mehr aus einem bleichen, dünnen und mit Rissen versehenen Knochenschädel, der sich aber bewegte und das Maul wie zum Schrei geöffnet hielt. Außerdem sah ich die Kugel und die beiden Klauen, die die Kugel festhielten.

Ansonsten war kein Körper zu erkennen, nur dünne, geisterhafte Nebelstreifen zitterten unter dem Schädel her und zerliefen zu rauchigen Gebilden.

Ich hätte normalerweise Angst spüren müssen, zumindest eine innerliche Bedrückung, doch dieses Gefühl wollte mich nicht überkommen. Es war etwas völlig anderes, das in mir hochstieg.

Eine Ahnung, eine Spannung und gleichzeitig das Wissen, daß es sich bei dieser geisterhaften Gestalt um die Reste der Manon de Valois handeln mußte.

Wenn sie einen anderen Weg gegangen war als ihr Bruder, so mußte ich sie als Feindin einstufen. Nur handelte sie nicht so, denn sie griff mich nicht an und ließ mich seltsamerweise in Ruhe.

Ich tat ebenfalls nichts, hütete mich auch davor, mein Kreuz einzusetzen. Voller Interesse wartete ich ihre weiteren Reaktionen ab.

Dieses Wesen beherrschte das Grab und dessen unmittelbare Umgebung. Das war einfach logisch, ich brauchte nur an den toten und an den verletzten Dealer zu denken. Sie hatten den Geist der Frau in ihrer Aktivität gestört und die Quittung bekommen.

Mich griff sie nicht an!

Sie tobte über mir, obwohl ich keinen Laut vernahm. Schädel, Kugel, Klauen und Nebelfetzen vereinigten sich zu einem lautlosen, geisterhaften Tanz, der auf mich wirkte, als hätte er irgendeine magische und beschwörende Bedeutung.

Mir blieb zunächst nichts anderes übrig, als sie mit den Blicken zu verfolgen.

Sie blieb in der Nähe des Grabes, auch wenn sie jetzt mehr an Höhe gewann und durch die Dunkelheit zirkulierte wie ein blasser Schatten. Sie war ungewöhnlich, sie setzte magische Kräfte ein, die auch optisch zu erkennen waren.

In der Dunkelheit entstanden über den Gräbern Lichtpunkte. Sie blitzten in einem fahlen Blau auf, um im nächsten Augenblick inmitten kleiner Explosionen zu verschwinden.

Die Gestalt aber blieb.

Manon de Valois führte mir einen Hexentanz vor, der seine Bedeutung haben mußte.

Aus ihren kreisenden Reigen stieß sie immer wieder hervor, erreichte eine für mich nicht sichtbare Grenze, federte dort ab, kam wieder zurück und drehte sich abermals in einem spiralförmigen Reigen, der für mich noch immer nicht begreifbar war.

Die großen Klauen ließen die Kugel nicht los. Ihr galt auch mein Interesse. Obwohl sie weiter von mir entfernt war als zu Beginn, blieb die Kugel für mich deutlich zu erkennen.

Sie hob sich scharf von der Finsternis ab und leuchtete im Innern graublau.

Der Vergleich mit einer anderen Kugel kam mir in den Sinn. Sie gehörte zum Kelch des Feuers, der, zusammen mit der Kugel, die Einheit des Dunklen Grals bildete.

Diese Kugel aus dem Gral hatte einmal einer leider ermordeten Freundin von mir gehört. Der Wahrsagerin Tanith. Auch sie hatte ihren Wohnsitz in Paris gehabt. Die Spuren, die in diese Stadt führten, verdichteten sich also. Gab es eventuell Zusammenhänge zwischen den beiden Kugeln? War auch die neue magisch aufgeladen, so daß es ihr gelang, die Vergangenheit oder Zukunft offenzulegen?

Meine Überlegungen wurden von den nächsten Vorgängen unterbrochen, denn die geisterhafte Person hielt es auf dem alten Friedhof nicht mehr aus. Sie hatte ihren magischen Ritualtanz beendet und zog nun die Konsequenzen.

Ich weiß nicht, wie schnell sich ein Komet bewegt. Mit einer ähnlichen Geschwindigkeit, wie ich glaubte, verschwand auch die Person, die Manon de Valois geheißen hatte.

Der dunkle Himmel über dem großen Friedhof saugte sie auf, wie Löschpapier die Tinte.

Sie war und blieb verschwunden!

Ich atmete tief durch. Mein Kopf schmerzte. Ich mußte mich erst zurechtfinden und konnte schwerlich fassen, daß ich mich in der Realität befand.

Im Schein der Lampe untersuchte ich den weichen Untergrund des Grabs. Spuren entdeckte ich keine, nur meine eigenen.

Manon de Valois war aus der Tiefe gestiegen, ohne eine alte Ordnung zu zerstören.

Natürlich dachte ich über den Grund nach. Sie hatte nicht ohne Motiv das Grab verlassen. Etwas mußte sie geleitet haben. Irgendein Vorgang, über den ich nicht Bescheid wußte.

Meine Ankunft war es sicherlich nicht gewesen – oder doch? Ich war der Sohn des Lichts, besaß das Kreuz, das ich auf meine linke Handfläche legte, um es anzuschauen.

Es hatte sich nicht verändert. Kein Strahlen glitt über meine Hand.

Völlig normal und harmlos lag es vor mir.

Oder doch nicht?

Auch ich, ein alter Hase, wurde immer wieder durch neue, faszinierende Beobachtungen und Tatsachen überrascht. So war es an diesem späten Abend auf dem Cimetiere Montmartre ebenfalls.

Ich hatte das Kreuz schon verschwinden lassen wollen, als ich erkannte, daß sich trotzdem etwas tat. Wieder einmal dort, wo die Zeichen in der Mitte verschwunden waren und sich ein leerer Raum befand. Darin begann es zu knistern. Es war so, als würde aus der Tiefe des Metalls etwas in die Höhe steigen.

Ich vernahm kein Geräusch, dieses Knistern konnte man als eine optische Wahrnehmung bezeichnen, aber es verdichtete sich, und das glatte Metall bekam ein Bild.

Zunächst sah es aus, wie von sehr feinen und dünnen Pinselstrichen aufgetragen. Wenig später nahm es an Härte und auch an Tiefe zu, so daß ich das Motiv erkennen konnte.

Das Bild zeigte ein Gesicht.

Immer wenn ich es sah, kam es mir irgendwie alterslos vor, trotz des Knebelbartes, der Kinn, Mund und einen Teil der Wangen wie ein dünner Flaum bedeckte.

Es war ein Männergesicht, und es gehörte einem guten, alten Bekannten.

Hector de Valois, Manons Bruder!

***

Geschockt war ich nicht, nur aufgeregt. In meinem Innern spürte ich die freudige Überraschung, denn diese Person, die in mir wiedergeboren war, und die ich als geisterhafte Erscheinung in der Mitte des Kreuzes sah, wollte mir etwas mitteilen.

Vielleicht die Lösung?

Ich stand im Dunkeln, mein Mund verzog sich zu einem Lächeln, wobei ich hoffte, daß derjenige, der über die Zeiten hinweg entfernt war, es auch wahrnehmen würde.

Wir schauten uns an.

Ich bekam tatsächlich den realen Eindruck, als würden die Augen nur mich ansehen.

Schon hörte ich die Stimme. Nicht in meinen Ohren klingen. Nein, Hector de Valois nahm auf telepathischem Wege Kontakt mit mir auf und begrüßte mich nur sehr kurz.

»Dein Weg hat dich auf diesen Friedhof geführt, Geisterjäger, und es war der richtige.«

»Zum Grab deiner Schwester?«

»Ja, sie ist eine Teufelin. Eine gefährliche Dämonin, die leider noch existiert, weil sie Baphomet diente und er ihr die Kraft zum Überleben

gab.«

»Sie hat sich lange nicht gemeldet…«

»Ich weiß, denn Baphomet war geschlagen. Vincent van Akkeren jedoch hat ihm zu einer neuen Geburt verholfen, was Manon ebenfalls nicht verborgen blieb. So hofft sie nun, die alten Zeiten wieder auftreten lassen zu können.«

»Wird sie es schaffen?«

Hector de Valois lachte leise. »Sie hat es schwer, sogar sehr schwer, denn es gibt Feinde.«

»Für sie?«

»Und für Baphomet. Du kennst ihn!«

»Asmodis.«

»Das ist es. Er will diesen Friedhof in Besitz nehmen und die Macht Baphomets, obwohl er nur ein Drittel des Gesamtbösen ist, in Grenzen halten. Er soll nicht so mächtig werden, und deshalb hat sich der Teufel einen wahnsinnigen Plan ausgedacht. Er möchte um diesen Friedhof einen Ring aus den Seelen der Getöteten legen. Dazu aber brauchte er einen Helfer…«

Ich lachte. »Das wird für ihn kein Problem sein.«

»Es war ein Problem, denn nicht irgendeiner mußte ihm die Seelen liefern, die eine Gewähr dafür abgaben, daß der Friedhof ihm später allein gehören würde.«

»Wer denn?«

»Hast du schon einmal vom siebten Sohnes eines siebten Sohnes gehört?«

»Nicht direkt, aber…«

»Es ist so, John Sinclair. Nur der siebte Sohn eines siebten Sohnes kann ihm diese Seelen liefern, die stark genug sind, Baphomet und seinen Totensturm aufzuhalten. Manon, meine Schwester, sollte durch diesen Totensturm den Friedhof in Besitz nehmen. Sie hat sehr lange gezögert. Im Moment steht sie auf der Kippe, denn…«

Ich unterbrach Hector de Valois ungern, dennoch mußte ich es tun. »Hat Asmodis einen derartigen Helfer gefunden?«

»Leider. Sechs Tote sind bereits zu beklagen…«

Das Kreuz lag in meiner linken Hand, mit der rechten schlug ich mir gegen die Stirn. Plötzlich wurde mir einiges klar. Die Polizei jagte einen buckligen Killer, der sechs Mädchen auf dem Gewissen hatte. Das siebte fehlte, also war der Bucklige derjenige, der dem Teufel die Seelen zuschusterte, damit dieser Baphomet und seiner Helferin Manon de Valois Paroli bieten konnte.

Zwei Fälle, die äußerlich nichts miteinander zu tun hatten, liefen plötzlich zusammen.

»Ich verstehe«, flüsterte ich. »Ja, jetzt begreife ich alles. Meine Güte, damit habe ich nicht rechnen können. Das ist…« Ich dachte an Jane

Collins, die unterwegs war, um den Killer zu stellen. Wenn der so etwas wie die rechte Hand des Teufels war, würde sie kaum eine Chance haben.

Der Geist des Hector de Valois spürte, was in mir vorging und reagierte entsprechend. »Es ist eine sehr verzwickte Lage, das muß ich zugeben.«

»Ja.«

»Aber die Hoffnung ist nicht ganz dahin.«

»Wer könnte oder sollte etwas erreichen?«

»Meine Schwester.«

»Wieso?«

»Manon ist nicht ohne Grund aus dem Grab gestiegen und sich auf die Suche gemacht. Sie will unter allen Umständen verhindern, daß der Teufel es schafft, den Ring um dieses Gebiet zu legen.«

»Glaubst du, sie packt es?«

»Man weiß es nicht. Sosehr ich mich mit meiner Schwester damals entzweit hatte, diesmal gönne ich ihr den Sieg.«

»Wobei ich der Meinung bin, daß Baphomet noch immer schwächer ist als Asmodis.«

»Das nehme ich auch an. Nur wollen wir hoffen, daß sie Tricks findet…«

»Mit der Kugel vielleicht?«

»Sie ist in der Tat eine der großen Möglichkeiten, wie ich ehrlich zugeben muß. Du darfst alles tun, nur eines nicht. Ihre Macht unterschätzen.«

»Ich werde mich hüten, aber wo kommt sie her?«

»Baphomet hat sie damals erfunden und ihr seinen schwarzmagischen Segen gegeben. Er wollte ein Gegenstück haben, das dem Dunklen Gral gleichwertig ist. Er schaffte es nicht. Die Kugel allein macht es nicht. Es fehlt der Kelch, und es fehlen weiterhin die Kräfte des Lichts, die einen positiven Glauben geben. Er hat es nicht geschafft, und er wird es auch weiterhin nicht schaffen.«

»Wie mächtig ist die Kugel?«

»Sie besitzt schon eine gewisse Magie. Meine Schwester konnte mit ihr umgehen, sie war…« Unsere auf telepathischem Weg geführte Unterhaltung geriet ins Stocken, denn Hector de Valois' Mund verzerrte sich. »Sie kommt zurück«, hörte ich seine Stimme.

»Das Kreuz weg. Noch zeige es ihr nicht, John, sonst…«

Er wurde blaß.

Kam sie tatsächlich?

Ich folgte Hectors Ratschlag und ließ das Kreuz in meiner Tasche verschwinden. Dann trat ich so weit zurück, bis ich vor dem Grab stand und, wenn ich den Kopf zurücklegte, einen größeren Ausschnitt des Nachthimmels abtasten konnte.

Die kleinen, mir bekannten Explosionen erfolgten nicht. Dafür huschte wieder ein graublauer Schatten heran, dessen Anhang die von Krallenhänden umfaßte Kugel bildete.

Diesmal mit einem Inhalt.

Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können, als ich erkannte, wer sich darin befand…

***

Etwas riß an ihren Knochen und den Haaren. Jane hörte sich schreien. Sie kam sich vor wie jemand, der sich einem Orkan entgegenstellte.

Sie schaffte es nicht.

Die anderen waren stärker. Sie kannten kein Pardon, degradierten sie gleichzeitig zu einem Spielball. Jane wollte wissen und sehen können, was mit ihr geschah.

Nichts erschien in ihrem Blickfeld. Sie sah nur die graublaue Welt, die ihr vorkam wie ein Gefängnis, in dem sie eingeschlossen war.

Wenn sie die Arme vorstieß, was ihr hin und wieder gelang, dann prallten die Händen gegen eine Grenze, die gleichzeitig hart und auch weich war. Jedenfalls undurchlässig.

Jane war gefangen!

Wieder drehte sich der Sturmwind herum, so daß sie auf dem Bauch lag und mit weit geöffneten Augen in die Tiefe schauen konnte. Dort sah sie tatsächlich etwas.

Klein und kaum noch gefährlich zeichnete sich die Gestalt des Teufels ab, die einen Moment später verschwunden war, als hätte sie jemand ausradiert.

Wieder drehte sich Jane in ihrem Gefängnis. Ihre Gedanken hatten die Klarheit zurückgefunden, und sie konzentrierte sich auf ihre unmittelbare Umgebung.

Ein Gefängnis ohne Ecken und Kanten, das hatte sie sehr schnell herausgefunden. Darauf gab es nur eine Antwort.

Die Kugel!

Jane hatte sie heranschießen sehen. Lautlos, trotzdem wuchtig, und sie war von ihr gefangengenommen worden.

Nun steckte sie in diesem Gefängnis, ohne eine Chance zu sehen, sich befreien zu können.

Der innere Sturm ebbte ab. Jane konnte sich wieder so bewegen, wie sie es wollte. Sie lag da, unter ihr wölbte sich der Boden. Sie spürte eine ungemein klare Luft, als wäre sie mit Sauerstoff angereichert worden. Deshalb konnte sie auch atmen. Es ging ihr verhältnismäßig gut, trotz des Gefängnisses.

Sie drückte sich herum. Schlangengleich legte sie sich auf den Rücken und schaute in die Höhe.

Von innen her war die Kugel so gut wie undurchsichtig. Es war schwer, die graublauen Wände mit Blicken zu durchdringen. Dennoch erkannte sie, daß sich außen etwas tat.

Dort bewegte sich was.

Jane hoffte darauf, es bald deutlicher erkennen zu können. Bisher nahm sie nur einen blaßbleichen Gegenstand wahr, der alles bedeuten konnte.

Von beiden Seiten her näherten sich Schatten, die das Innere der Kugel verdunkelten, als sie den Gegenstand umfaßten.

Schatten, die sich spreizten.

Hände…

Riesig, schon klauenhaft. Sie hielten die Kugel fest, als wollten sie diese für alle Ewigkeiten umklammern. Und zwischen ihnen, aber über Jane Collins, nahm der Schatten allmählich deutlichere Umrisse an. Jane erschrak zutiefst, als sie ihn sah. Ein grauenhaftes Gebilde, ein von Haut und Haaren befreiter Schädel.

Ein Skelettkopf!

Sie hielt den Atem an. Sein Maul öffnete sich wie ein Tor. Sie glaubte, Dampf daraus fließen zu sehen. Sicher war sie sich nicht.

Wer war diese Gestalt?

Jane hatte diesen Schädel noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen.

Doch sie ahnte, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen war…

***

Der Bucklige hatte zugeschlagen, doch einen winzigen Augenblick zu spät. Er brüllte, als ihn die eigene Kraft nach vorn trieb und der Stein ins Leere traf. Er rutschte ihm sogar aus der Hand und prallte mit einem dumpfen Geräusch zu Boden, wo er steckenblieb.

Quasimodo wußte nicht mehr, was er noch tun sollte. Er kreiselte herum. Seine Augen hatten einen bittenden Ausdruck angenommen, als er dem Satan entgegenschaute.

Auch Asmodis war von dieser Attacke überrascht worden. Selbst sein sensibles Warnsystem hatte in diesen entscheidenden Augenblicken versagt, was ihn furchtbar wurmte.

Der Bucklige streckte ihm die rechte Hand entgegen, wollte etwas sagen, doch der fürchterliche Schrei des Teufels riß ihm das Wort von den Lippen.

Ein Tanz des Teufels! Besser hätte der Vergleich nicht passen können, was Asmodis da tat. Fast schien es, als wollte er sich in den Boden hineinbohren, um genau an dieser Stelle direkt in die Hölle zu fahren. Er ließ es bleiben. Statt dessen zuckten diese starren, ihn umgebenden Flammen in die Höhe.

Ein fürchterlicher Schrei hallte durch die Tiefbaustelle, dann war Asmodis spurlos verschwunden.

Zurück blieb der Bucklige. Er kniete im weichen Lehm. Sein Gesicht zeigte einen dümmlichen Ausdruck. Obwohl er zu den Zombies gehörte, zu den nicht mehr denkenden Kreaturen ohne Seele, war ihm plötzlich bewußt geworden, daß ihn sein Herr, Meister und Lebensretter verlassen hatte. Das siebte Opfer hatte ihm Quasimodo nicht bringen können. Und wer dem Satan nichts mehr brachte, den ließ er fallen.

Der Bucklige senkte den Kopf. Die gespreizten Hände steckten im weichen Dreck. Er zog sie langsam hervor, wie ein Bäcker, der seine Finger aus dem Teig nimmt.

Nur schmierte der sich den Teig nicht ins Gesicht, was der Zombie tat, so daß von der bleichen Frontseite nur mehr ein schmutziges Relief zurückblieb.

***

Kommissar Serge Adami war in seinem Element. Er konnte auf Jagd gehen, das allein zählte, und seinen Augen besaßen einen schon fiebrigen Glanz. Suko und Lady Sarah hockten im alten Dienst-Citroën des Beamten, der von Serge über das Pflaster von Montmartre gescheucht wurde, als gelte es, eine Rallye zu gewinnen.

»Den packen wir, den packen wir, und wenn er sich mit tausend Teufeln verbindet. Ich kriege den verdammten Killer!«

Suko erwiderte nichts und ließ den Kommissar in seinem Glauben.

Der Inspecteur wußte genau, wie schwer es war, einen Untoten zu stellen. Mit seinen Waffen klappte das, mit denen des Kommissars würde es wohl kaum zu machen sein.

Montmartre war nicht tot, aber die sommerliche Fülle des Lebens ging doch verloren. Manchmal kam es Suko vor, als würden sie durch einen geisterhaften Ort fahren. Zwar durchzuckten Lichter die Schwärze der Nacht, doch sie fielen in die toten Schatten hinein, denn es zeigte sich kaum jemand auf der Straße.

Serge Adami war der unruhige Blick des neben ihm sitzenden Inspektors nicht entgangen. »Sie sind jetzt enttäuscht, wie?«

»Ich weiß nicht…«

»Doch, Sie sind enttäuscht. Ich bin es auch, verdammt! Dieser Killer hat das Viertel tot gemacht. Ich meine das im übertragenen Sinne.«

»Ich habe auch nichts anderes angenommen.«

Sarah Goldwyn saß auf dem Rücksitz. Auch sie zeigte viel Nervosität. Daran zu erkennen, daß sie permanent mit ihren Ketten spielte. Die Perlen klimperten gegeneinander.

Suko warf einen Blick zurück. Sarah sah blaß aus. »Siehst du eine Chance, Suko?«

»Ja. Ich kenne Jane. Sie hat wieder Mut gewonnen. Sie ist wie von den Toten auferstanden. Sie wird sich wehren. Sie ist mit allen

Wassern gewaschen.«

Adami lachte kehlig. »Wie haben Sie das gemeint, von den Toten auferstanden?«

»Eine Privatsache.«

»Ach so.«

Suko schaute wieder durch die Frontscheibe und mußte zugeben, daß er von einer bestimmten Szene fasziniert war. Ein helles Gebilde stieg vom Boden in den dunklen Nachthimmel. Es wies mehrere Türme auf, doch der in der Mitte und über dem Unterbau überragte alle. Er wurde angestrahlt und glänzte durch die Nacht wie ein Fanal der Hoffnung.

Sacre Coeur, die weiße Basilika!

Ein wunderbares Bauwerk, dessen Faszination sich auch der Inspektor nicht entziehen konnte. Selbst der abgebrühte Kommissar geriet ins Schwärmen. »Das ist doch was – oder?«

»Und wie.«

»Vielleicht haben Sie noch Gelegenheit, die Kirche zu besichtigen. Es lohnt sich wirklich. Ich kenne Leute, die ziehen Sacre Coeur sogar Notre Dame vor.«

»Sicherlich nicht zu unrecht.«

Adami bog nach rechts ab. Der Blick auf die Kirche verschwand.

Wind wehte Papier und letzte Laubreste aus dem großen Park durch eine schmale Gasse mit Gefälle.

Man hatte nahe der leer wirkenden Hausfronten erste Warnschilder aufgebaut, die auf die Großbaustelle hinwiesen. »Die Gasse führt direkt zu unserem Ziel«, erklärte Adami. »Wo sie endet, geht es nicht weiter. Die Kameraden haben abgesperrt.« Er knetete wieder seine dicke Nase und legte den Wagen in eine Linkskurve.

Kaum im Scheitelpunkt der Kurve, fielen Suko die gelben Warnlichter auf, die in gewissen Intervallen blinkten und eine waagerecht verlaufende Reihe bildeten.

»Das Ende«, sagte der Kommissar und bremste vor der Absperrung. »Oder vielmehr das vorläufige.«

Lady Sarah wollte ebenfalls die Tür öffnen, als Adami ausstieg.

»Nein, bleiben Sie sitzen, es geht noch weiter.« Um Sicherheitsbestimmungen kümmerte er sich nicht, als er die Barriere öffnete, um den Wagen durchzulassen.

Suko stieg trotzdem aus. Er schloß die Reihe wieder. »Sicher ist sicher«, erklärte er beim Einsteigen.

Serge Adami grinste nur, bevor er über die schlechte und teilweise aufgerissene Wegstrecke fluchte, die sie noch ein Stück begleitete.

Allmählich erkannten sie mehr. Rechts von ihnen lag die Tiefbaustelle. Ein gewaltiges Loch inmitten von Montmartre, viereckig, mit steilen Lehmhängen, die sehr rutschig aussahen.

Die neuen Anlagen waren noch nicht zu erkennen, dafür glänzten die Umrisse des schweren Bau- und Räumgeräts in der matten Finsternis der Nacht.

»Ist schon gewaltig«, sagte Suko.

»Und das wird noch mehr. In den nächsten Jahren würde ich niemandem raten, nach Paris zu kommen. Wenigstens nicht mit dem eigenen Pkw.« Er fuhr langsamer und ließ das Fahrzeug an eine Warnblinkanlage heranrollen, wo er es auch anhielt.

»Hier ist Schluß.«

Sie stiegen gemeinsam aus, und hatten kaum die Wagentüren geschlossen, als sie einen schrillen, wütenden und gellenden Schrei vernahmen, der aus der Tiefe der Baugrube hervor an ihre Ohren drang.

Ihre Köpfe ruckten nach rechts.

Zunächst war nichts zu erkennen, bis plötzlich in der undurchdringlichen Finsternis etwas blaurot aufflammte.

»Ein Feuer, Suko!«

»Ja, Sarah, ein Feuer. Kein normales…«

Serge lachte. »Wieso nicht? Ich habe daran nichts Unnormales erkennen können.«

»Es sind die Flammen des Teufels, Kommissar. Schauen Sie, wie sie brennen. So gerade, ohne zu flackern, als würden sie aus einem Gasofen dringen.«

»Und was ist mit Jane?« hauchte die Horror-Oma.

Suko verschluckte eine Antwort. »Wir müssen hinunter«, sagte er.

»Verdammt, wir…«

Das Feuer verlöschte.

Schwärze durchfloß das gewaltige Areal der Baustelle. Die Kräne und Räumgeräte standen dort wie metallene Zeugen einer neuen Epoche.

»Kommen Sie!« Der Kommissar flankte schon über den Rand, schrie und war verschwunden.

»Du bleibst hier und wartest«, sagte Suko. Er stach Lady Sarah seinen Zeigefinger entgegen.

»Ist gut.«

Dem Inspektor ging es nicht anders als seinem französischen Kollegen. Kaum hatte er die Grenze überwunden, rutschte er mit den Hacken schon ab und fräste sich mit dem Schuh tief hinein in den weichen, glatten Boden.

So blieb er nicht, denn die andere Kraft, die ihn nach vorn drückte, war stärker.

Suko verlor den Halt. Er kippte, überschlug sich und schützte seinen Kopf.

Zum Glück war der Hang nicht nur steil. Er nahm später einen flacheren Winkel ein, der Schwung wurde etwas gebremst. Noch

immer schmierte der nasse Lehm über Sukos Kleidung und bereitete sie für den Mülleimer vor.

Er hörte Serge Adami fluchen, als er endlich still lag. Langsam stand er auf.

Nicht weit entfernt hielt sich der Kommissar auf. Er strich vergeblich über seinen Mantel.

»Sauber kriegen Sie den nicht mehr«, sagte Suko.

»Das glaube ich auch.«

Suko schaute den Weg zurück. Am Rand der Grube stand der Dienstwagen, dessen Scheinwerfer noch brannten, wobei Restlicht auch über den Hang hinwegglitt.

Lady Sarah betrat das Licht. Ihre Gestalt hob sich als deutlich erkennbarer Umriß ab. Sie winkte. Suko holte die kleine Lampe hervor und blinkte zweimal. Ein Zeichen, daß bei ihnen alles in Ordnung war. Dann knipste er die Lampe schon wieder aus. Er wollte nicht seinen Standort verraten.

»Haben Sie erkennen können, wo die Flammen leuchteten?« fragte Serge Adami.

»Sicher.« Suko wies in die Leere der Baustelle. »Wir müssen in diese Richtung gehen.«

»Zu den Röhren also.«

»Wie meinen Sie das?«

»Man hat die ersten neuen Röhren schon ausgelegt. Teilweise liegen sie noch offen. Das sind gewaltige Dinger, kann ich Ihnen sagen. Da paßt ein Lastwagen durch.«

»Dann eignen sie sich auch als Versteck?«

»Bestimmt.«

»Und als Fluchtweg?«

Der Kommissar bekam einen starren Blick. »Scheiße!« zischte er, »daß ich daran nicht gedacht habe. Natürlich, für einen Mörder ist das der ideale Weg. Da kann er kaum entdeckt werden. Er taucht hier in die Röhre ein und verschwindet dann, wenn sie unter der Erde herläuft, ebenfalls. Die Verbindung zur allgemeinen Kanalisation wurde schon hergestellt. Mist, wäre ich darauf nur früher gekommen.«

»Wir können es noch packen!« Suko wollte sich nicht zu lange mit irgendwelchen Reden aufhalten. Er war ein Mann der Tat und mußte endlich handeln.

Der Boden war durch die Ketten der Fahrzeuge aufgeweicht. Das Muster änderte sich ständig. Mal waren es tiefe Rillen, dann wieder glattere Spuren oder kurvenartig herausgefräßte Gebilde, in denen kleine Mulden zurückgeblieben waren.

In einigen von ihnen hatte sich noch Wasser gesammelt. Sie waren schwer zu erkennen. Serge Adami trat als erster in ein derartiges Loch und fluchte, als er naß bis zu den Knien wurde.

Der Lehm hielt ihn fest wie ein Sumpf am Boden. Suko half ihm hervorzusteigen.

»Wenn das so weitergeht, verlange ich Gehaltserhöhung!« schimpfte er und stampfte weiter.

Suko ließ den Kollegen vorgehen, weil er hoffte, daß ihn dieser an den richtigen Ort brachte. Zwar kannte sich der Kommissar auf diesem Flecken Erde auch nicht gut aus, er wußte zumindest, wo er die Röhren finden konnte, was sehr wichtig war.

Suko dachte darüber nach, ob der Teufel allein verschwunden war oder ob er seinen Helfer mitgenommen hatte. Eigentlich war die Antwort leicht, wenn man sich in den Regeln der Hölle etwas auskannte. Asmodis ließ jeden im Stich, der ihm nichts mehr brachte.

Da war er abgebrüht und knallhart.

Natürlich schaute Suko auch nach Jane Collins. Wenn es ihr möglich gewesen wäre, hätte sie sich bestimmt schon gemeldet. Da dies nicht eingetreten war, mußte man das Schlimmste annehmen.

Sie passierten die gewaltigen Geräte. Die standen wie ein kunstvoller Aufbau links von ihnen, ohne sich zu bewegen. Nur manchmal sang der Wind durch die Lücken des hoch aufragenden Gestänges.

Serge Adami hatte seine Waffe gezogen. Mit ihr deutete er nach vorn, als er stehenblieb, um auf Suko zu warten. »Noch ein paar Schritte, dann müßten wir die Röhren sehen können.« Er schaute Suko an. »Ziehen Sie lieber Ihre Waffe.«

»Das werde ich auch.«

Serge Adami wunderte sich, als Suko die Dämonenpeitsche hervorholte und über den Boden einen Kreis schlug, damit die drei Riemen hervorrutschen konnten.

»Was ist das denn?«

»Eine Waffe.«

»Nein, eine Peitsche.«

»Beides. Kommen Sie!«

Diesmal ging Suko voran. Adami folgte ihm kopfschüttelnd. So etwas hatte er noch nicht erlebt.

Allmählich schälte sich ein gewaltiger Umriß aus der Finsternis hervor. Irgendein Restlicht strich über die Außenhaut der Röhre und gab ihr einen matten Glanz.

Beide Männer dachten an den Killer und hielten die Augen offen.

Das lange und hohe Röhrenstück konnte ihm Deckung geben.

Dort schauten sie nach.

»Nicht da!« fluchte Adami.

Suko stand vor der Röhre und schaute hinein. Haushoch war sie nicht, aber der zitierte Lastwagen hätte schon Platz gehabt. Suko suchte nach Spuren. Lehm und Dreck waren in das Innere der Röhre hineingetragen worden. Sie zeichneten sich deutlich ab. Nur leider

stammten diese Spuren nicht von irgendwelchen Füßen.

Schon nach wenigen Yards verlor sich auch die letzte Helligkeit.

Die Dunkelheit machte allen die Röhre unheimlich.

»Wollen Sie rein?«

Suko nickte. »Ja, warten Sie hier. Und geben Sie um Himmels willen acht.«

»Was meinen Sie, wer ich bin?«

Der Inspektor schaute seinen französischen Kollegen sehr ernst an.

»Ich weiß, wer Sie sind, Serge, ich weiß aber auch, zu welchen Taten Zombies fähig sind. Gehen Sie immer davon aus, daß es sich um lebende Tote handelt, die Sie mit einer Kugel kaum vernichten können. Es kommt dabei noch immer darauf an, wo sie mit der Kugel treffen.«

»Verstanden.«

Suko tauchte in die Röhre. Er hielt sich an der rechten Seite, auch wenn der Boden dort wegen der leichten und auch abgerundeten Schräge nicht so einfach zu begehen war.

Jeder Schritt, den Suko setzte, hallte nach. Er lauschte den Echos, die in der Finsternis verklangen. Als er einige Meter zurückgelegt hatte, schaltete er die kleine Lampe ein.

Wie ein heller, dicker Bindfaden durchtrennte der Strahl die Dunkelheit.

Ein Ziel fand er nicht.

Irgendwo weit vor Suko verschluckte ihn die Dunkelheit. Der Inspektor aber wollte nicht aufgeben. Er schritt weiter und bewegte den Lichtfinger auch, so daß er einmal über den Boden, dann wieder rechts und links die Wände entlangschritt.

Von dem Buckligen entdeckte er nichts. Nicht einmal eine Spur.

Falls er sich noch in der Nähe befand, schien er vom Erdboden verschluckt zu sein.

Inzwischen wartete Kommissar Adami auf seinen Kollegen. Er war kein Typ, der auf der Stelle stehenbleiben konnte. Immer wieder schritt er im Kreis. Zuerst war es ein kleiner, den er ständig erweiterte und der ihn auch weg von der Röhre führte.

Es war nicht absolut still in der Baugrube. Straßenlärm wehte als dumpfes Brausen über die Tiefe hinweg und verklang irgendwo im Hintergrund.

Serge Adami schritt wieder auf die Röhre zu. Er wollte Suko zurufen, endlich zurückzukommen und beschäftigte sich gedanklich mehr mit ihm als mit dem Killer.

Der Kommissar schaute auch nicht in die Höhe, denn dort hockte der Killer.

Direkt über dem Eingang, fast eine Gerade mit dem abgerundeten Rand bildend.

Adami kam näher.
Der Bucklige sprang.
Wie ein etwas verformter Ball fiel er in die Tiefe, und er hatte seinen Sprung genau bemessen.
Bevor der Kommissar sich vorsah, wurde er getroffen. Mit den Füßen und Armen zugleich wuchtete Quasimodo gegen ihn. Adami konnte dem Druck nicht standhalten. Er fiel nach hinten, landete im Dreck und sah in das verschmierte, fratzenhafte Gesicht des Monstrums.
Adami schoß.
Der Killer zuckte zusammen. Die Kugel mußte ihn irgendwo erwischt haben – nur fiel er nicht. Er blieb auf dem Körper des Kommissars hocken wie ein böser Gnom, die Lippen verzerrt und ein grausames Leuchten in den Augen.
Dann schlug er zu.
In das Echo des zweiten Schusses hinein traf der spitze Stein die Schläfe des Kommissars.
Dieser eine Treffer reichte aus, um Serge Adami in den Tunnel der Bewußtlosigkeit zu reißen.
Quasimodo hätte sich noch weiter um ihn gekümmert, aber da war noch ein zweiter, den er töten mußte. Er ließ den Kommissar liegen und huschte auf den Eingang der Röhre zu.

***

Nichts, nichts, nichts!
Suko war nicht eben bester Laune, als er noch tiefer in die gewaltige Röhre hineinschritt. Er war mittlerweile zu dem Ergebnis gekommen, daß er an der falschen Stelle suchte. Wahrscheinlich lauerte der Killer ganz woanders.
Als er merkte, daß ihn der weitere Weg bergab führen würde, blieb er für einen Moment stehen, drehte sich um und wollte den Weg zurücklaufen.
Da hörte er den Schuß!
Zwar dämpften die Wände der langen Röhre den Schall stark, doch Suko war Fachmann genug, um entscheiden zu können, wann geschossen worden war und wann nicht.
Er beeilte sich. Dem Klang der Waffe nach mußte der Kommissar geschossen haben.
Hatte er den Killer erwischt?
Durch das schnelle Laufen drohten die Echos der Tritte durch das Innere der Röhre und peinigten Sukos Ohren. Er gab nicht auf, starrte nach vorn, sah die Öffnung, wie aus der darunterliegenden Dunkelheit herausgeschnitten, und er starrte die Gestalt an, die dort plötzlich erschienen war.
Nicht der Kommissar, es war der Zombie!

Suko blieb stehen, denn auch der andere rührte sich nicht vom Fleck. Er hatte sich breitbeinig aufgebaut und stützte sich mit den Rändern seiner alten Schuhe ab. Die Arme waren vom Körper gespreizt. So hinterließ er den Eindruck, als würde er jeden Augenblick losspringen.

Für Sukos Geschmack hatte er eine ideale Haltung eingenommen.

Der Inspektor brauchte nur die Waffe zu ziehen, eine Silberkugel abzufeuern, die Stirn zu treffen, dann hätte es den sechsfachen Mörder gegeben. Das genau tat er nicht.

Suko ließ die Beretta stecken, die Dämonenpeitsche behielt er in der rechten Hand. Der Zombie konnte ihre Wirkung nicht kennen, wahrscheinlich wußte er auch nichts von der Beretta. Er ging davon aus, daß ihm ein ähnlicher Gegner gegenüberstand, wie vor der Röhre es der Kommissar gewesen war.

Wie gesagt, Suko tat nichts, als dem Killer langsam entgegenzugehen. Er wollte etwas von ihm. Den Teufel hatte Suko gesehen, den Buckligen auch, eine jedoch fehlte in dem Reigen.

Jane Collins!

Freiwillig würde der Bucklige nicht mit der Sprache herausrücken.

Suko mußte ihn zwingen. Er kannte einige Methoden, mit denen er Zombies auf den Pelz rückte.

Quasimodo tat nichts. Er blieb stehen, hielt die rechte Hand allerdings ausgestreckt und zur Faust geschlossen. Suko erkannte, daß er etwas zwischen den Fingern hielt. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um einen Stein.

Er leuchtete den Killer an. Der Strahl fiel zuerst auf den Stein. Im Licht der Lampe erkannte Suko die rote Färbung. Eine Flüssigkeit, die wie Sirup aussah.

Blut…

Der Inspektor dachte an seinen Kollegen. Serge Adami hatte die Warnungen mißachtet. Trotz des Schusses war er der Unterlegene, der Zombie existierte nach wie vor.

»Wo ist er? Was ist mit ihm?« So fragte Suko, als er sich dem Killer immer mehr näherte.

Der lachte nur.

»Was ist mit Jane Collins, der Blonden?«

Plötzlich hob der Bucklige den rechten Arm. Gedankenschnell schleuderte er den Stein auf Suko zu. Der hechtete zur Seite.

Das Wurfgeschoß verfehlte ihn, prallte gegen die Wand und dröhnte von dort zu Boden.

Dann handelte Suko.

Aus dem Stand sprang er los. Er stieß sich noch einmal ab, dann wieder, und er hatte die Entfernung innerhalb von zwei Sekunden überbrückt. Bevor der Bucklige sich versah, fegte ihn Sukos Karatetritt aus der Röhrenöffnung.

Er landete auf dem lehmigen Boden, rutschte dort noch ein Stück weiter und drang mit dem Kopf zuerst in den Matsch.

Der Inspektor jagte ebenfalls aus der Röhre. Er warf einen Blick nach rechts und sah Serge Adami in einer krummen Haltung am Boden liegen. Neben ihm entdeckte er die Umrisse der Pistole.

Der Zombie robbte darauf zu. Obwohl es sich bei ihm um einen Untoten handelte, reagierte er oft verdammt menschlich. Er wußte genau, daß er mit dieser Waffe schießen und töten konnte.

Suko ließ ihn kommen. Er gab genau acht. Der sechsfache Mörder kroch wie eine Schlange über den Boden. Er wühlte sich durch den nassen, schweren Lehm und verschmierte sein Gesicht dabei noch mehr, so daß es immer stärker zu einer widerlichen Fratze wurde.

Als er nahe genug heran war und nach der Waffe greifen wollte, trat Suko wieder zu.

Diesmal erwischte er ihn an der Schulter.

Der Bucklige wurde hochgeschleudert, drehte sich in der Luft um die eigene Achse und blieb auf dem Rücken liegen. Genau das hatte Suko gewollt. Um den Kommissar kümmerte er sich nicht. Er hatte das Stöhnen des Mannes gehört und war froh, keinen Toten neben sich zu wissen.

Dafür einen Untoten.

Und den erreichte Suko mit einem gewaltigen Satz. Als sich der Bucklige erheben wollte, krachte Suko auf ihn und drückte ihn mit den Knien zurück, die er auf die Brust des Zombies gestemmt hatte.

Er starrte ihm in das verschmierte Gesicht und sah wieder diesen türkisfarbenen Ausdruck in den Augen.

»Hör zu«, sagte er leise. »Wenn ich will, kann ich dich vernichten. Wo ist Jane?«

»Weg!«

»Das habe ich gesehen. Wo ist sie hin? Wer hat sie mitgenommen? Du weißt es…«

»Ja, ja…«

»Rede!« flüsterte Suko. »Ich kenne, verdammt noch mal, Methoden, um auch ein Wesen wie dich zu vernichten.«

»Du bist…«

»Silberkugeln, und zwar geweihte!« Suko knallte ihm die Drohung entgegen, doch der Bucklige ließ sich nicht einschüchtern. »Du kannst mich teeren und federn, ich weiß nicht, wo sie sich aufhält.«

»Hat sie der Teufel mitgenommen?«

»Der nicht!« Er fing an, kichernd zu lachen. »Nein, er hat sie nicht geholt!«

»Ein anderer?«

»Ja!«

»Rede!«

»Es kam ein Geist, ein Knochengesicht, eine Kugel, zwei Klauen. Der Sturm. Sie alle packten Jane und rissen sie mit. Sie konnte nichts machen, die andere Gewalt war stärker. Ein Totensturm kam…«

Suko verstand zwar, nur begriff er nichts. Wie konnte diese Gestalt stärker als der Teufel sein?

Der Killer entdeckte den Unglauben in Sukos Augen. Er lachte.

»Ja, sie ist mir dem siebten Sohn eines siebten Sohnes ebenso genommen worden wie dem Teufel. Ich kann ihm die letzte Seele nicht mehr geben, ich habe versagt! Der Teufel hat sich von mir getrennt. Er wird mich zusätzlich noch bestrafen, er wird mich…«

Quasimodo redete nicht weiter. Dafür griff er mit seinen übermenschlichen Kräften an, und er überraschte Suko damit. Wuchtig stemmte er den schweren Körper des Chinesen von sich, sprang hoch und tat etwas, was Suko in vollstes Erstaunen versetzte.

Mit einem Griff seiner rechten Hand hatte er nach den drei Riemen der Dämonenpeitsche gepackt und sie auch in seine Hand bekommen, die er augenblicklich zur Faust schloß. Ein Zug, ein Ruck, er hielt die Peitsche ganz bei sich.

Dann tat er etwas, was kaum zu fassen war. Blitzschnell drehte er sich die drei magischen Riemen der Dämonenpeitsche um den Hals, als wollte er sich selbst erwürgen.

Suko konnte nur staunen.

Er sah den Zombie taumeln und den dünnen Rauch, der dort hervorquoll, wo die Peitsche den Hals umschlang. Das Gesicht verzerrte sich noch stärker. Ächzende Laute drangen aus seinem Mund, die der sterbende Zombie nur mühsam in Worte kleiden konnte.

»Ich… versagt … der Teufel … ist … bestrafen … ich selbst mach’ es. Ich selbst …«

Ein letzter, röchelnder Schrei verließ seinen Mund, dann brach er dort zusammen, wo er zuletzt gestanden hatte. In einer breiten Kettenspur blieb er liegen, und es sah so aus, als hätte er sich gerade diese Einkerbung als Grab ausgesucht.

Suko löste die Peitsche vom Hals des Selbstmörders. Er wollte die Wunden nicht sehen, die die drei Riemen hinterlassen hatten, aber er wußte, daß es den sechsfachen Frauenmörder nicht mehr gab.

Montmartre war von einer gewaltigen Plage und von einem großen Druck befreit worden. Die Menschen konnten wieder aufatmen.

Kommissar Adami kniete im Dreck. Mit der Rechten stützte er sich ab, um die Linke hatte er ein Taschentuch gewickelt, das er gegen seine Wunde am Kopf preßte. »Ich kann es nicht fassen!« flüsterte er. »Verdammt, Suko, was war das?«

»Ich kann es Ihnen sagen. Das Ende eines Zombies.«

»Dann war er es also doch…?«

»Natürlich. Oder haben Sie etwas anderes angenommen?«

»Bis zum Schluß noch, bis zum Schluß.« Der Kommissar lachte auf. »Das darf ich niemandem sagen. Nein, das wird man mir nicht glauben, weil es zu schlimm ist.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind ein Problem los.«

»Aber das zweite ist geblieben!«

»Ja, Jane Collins.«

Der Kommissar atmete mühsam. »Helfen Sie mir auf die Beine, wir müssen hier raus.«

Das tat Suko und sah mit Besorgnis, wie Adami schwankte. »Verdammt, ich habe immer gedacht, einen Schädel aus Eisen zu haben. Dem ist wohl doch nicht so.«

»Das scheint mir auch der Fall zu sein.«

»Kommen Sie, vielleicht schaffen wir es gemeinsam«, meinte Adami.

»Den Hang hoch?«

»Nein, es muß einen anderen Weg geben, den auch die Lastwagen nehmen. Die können ja auch nicht klettern.«

Sie fanden den Weg nach einigem Suchen. Man hatte eine provisorische Straße errichtet. Auf dem plattgefahrenen und festgestampftem Lehm lagen dicke Bretter, damit die schwer beladenen Wagen beim Fahren nicht abrutschten.

Suko mußte den Kollegen stützen. Allein konnte der wegen seiner Schwindelanfälle nicht laufen. »Ich habe noch nie eine Gehirnerschütterung gehabt. Das wird wohl eine werden«, sagte er ein wenig traurig.

»Ist Ihnen schlecht?«

»Es fängt langsam an. Ich glaube ich werde alt.«

Sie hatten die primitive Straße hinter sich gelassen und mußten einen Bogen schlagen, um den Wagen zu erreichen, wo Lady Sarah sicherlich fiebernd auf sie wartete.

»Ich weiß nicht, wo sie stecken könnte«, flüsterte Adami, dessen Beine immer schwerer wurden. »Verdammt noch mal, man sollte sie verprügeln. Was mischt sich so ein Weib auch in Angelegenheiten hinein, die es nichts angehen.«

»Da sagen Sie was.«

»Die Frauen sind doch die Stärkeren. Verflucht, mein Kopf.«

»Reißen Sie sich noch eine Minute zusammen. Wir haben es gleich geschafft.«

Suko hatte nicht gelogen, denn er konnte bereits die Lichter der Scheinwerfer sehen.

Auch Lady Sarah hatte die beiden Gestalten entdeckt. Sie lief ihnen entgegen und erschrak, als sie erkannte, in welch einem Zustand sich der Kommissar befand.

»Mein Gott, was ist geschehen?«

»Es gibt keinen Frauenmörder mehr«, erwiderte Suko. Er schleifte den Kommissar zum Fond des Citroën. Lady Sarah öffnete ihm die Tür. Vorsichtig bugsierte Suko den angeschlagenen Mann auf die Rückbank und legte ihn dort auf die Seite.

Adami stöhnte nur noch leise vor sich hin. Er war völlig fertig. Der Marsch hatte ihm den Rest gegeben.

Natürlich war Sarah Goldwyn neugierig. Suko berichtete in aller Kürze, was ihnen widerfahren war.

»Meine Güte«, flüsterte sie, »und keine Spur von Jane Collins?«

»Leider nicht.«

Sie schloß für einen Moment die Augen und lehnte sich zurück, wo sie am Wagen Halt bekam. »Jemand hat sie geholt«, flüsterte sie.

»Suko, wer ist das gewesen?«

»Ich weiß es doch nicht.«

»Wie sahen die Dinge noch einmal aus?«

»Warum willst du…?«

»Bitte, Suko!« Sie hatte sehr hart gesprochen.

Der Inspektor gab ihr einen kurzen Bericht. Er sah, daß Lady Sarah nickte. »Ich glaube, Suko, das ist eine Spur. Diese Kugel ist wichtig. Ich habe davon gelesen.«

»Wann und wo?«

Sie schnickte mit den Fingern, fuhr herum und schaute Suko starr ins Gesicht. »In dem Buch, das im Hotelzimmer verbrannte, Suko. Ja, da stand etwas von der Kugel.«

»Moment mal. Auch im Zusammenhang mit dem Templergrab, das du besuchen wolltest.«

»Natürlich.«

»Dann wissen wir, wo sich Jane befindet.«

Die Horror-Oma nickte. »Weißt du auch, wer dem Grab noch einen Besuch abstatten wollte?«

»Ja, John Sinclair…«

***

Jane Collins lag in der Kugel!

Es war zum Verrücktwerden, aber es stimmte. Die Detektivin hatte ihren Körper schlangengleich zusammengekrümmt. Deutlich konnte ich ihr Gesicht erkennen, da sie den Kopf etwas gesenkt hielt und aus weit geöffneten Augen in die Tiefe und gegen das alte Grab der Manon de Valois schaute.

Riesenhände mit dunkel eingefärbten Krallennägeln umklammerten die Kugel. Die Pranken sahen so aus, als wären sie mit Graberde bedeckt worden. Es fielen mir Hectors Worte ein, die er mir telepathisch übermittelt hatte.

Da war von einem Totensturm die Rede gewesen, und den wiederum

erlebte ich.

Nicht nur die Kugel, die Knochenfratze und die Klauen wehten heran. Ein gewaltiger Orkan packte mich, so daß ich mir vorkam wie ein Blatt im Wind. Im Gegensatz zu anderen Stürmen drang er nicht aus der Luft gegen mich, sein Ursprung, seine Geburt hatte woanders stattgefunden.

In der Erde.

Aus der Tiefe wühlte er sich hervor. Ich fiel in eine Hecke, die sich zusätzlich noch unter meinem Gewicht bog, und ich hatte den Eindruck von tosenden, heulenden und schreienden Totenstimmen umgeben zu sein. Der gesamte Friedhof mußte sich in Aufruhr befinden, und das nur, weil die Geisterfrau Manon de Valois ihre letzte Ruhestätte verlassen hatte.

Der Druck meines Körpers preßte die Zweige derart tief dem Boden entgegen, daß ich abrutschte und neben der Hecke liegenblieb.

Wieder drang der Wind aus der Tiefe und griff wie mit gewaltigen Armen zu. Er schaufelte mir Sand, Dreck und altes Blattwerk entgegen, peitschte es vor mein Gesicht, machte mich fast blind. Ich rollte mich herum und drehte ihm den Rücken zu.

Die Geisterstimmen blieben. Sie umheulten mich wie eine voll aufgedrehte Stereo-Anlage. Manon de Valois mußte es geschafft haben, die Seelen der Toten aus dem Jenseits zu holen.

Ich dachte an Jane Collins, der es viel schlechter ging als mir, und ich durfte mich nicht gehenlassen. Noch auf der Stelle rollte ich mich herum, weil die nächste Bö heranfegte. Ich schaute zum Grab.

Sie war wieder da!

Aber es hatte sich einiges verändert. Der Himmel kam mir vor wie eine gewaltige Bühne, zu der auch der alte Friedhof zählte. Es war zwar nicht heller geworden, dennoch nicht mehr so dunkel wie noch vor einigen Minuten.

Es gibt eine Farbe, die zwischen Schwarz, Weiß und Grau liegt.

Man kann sie schlecht beschreiben, sie ist düster, aber nicht so dunkel, als daß Augen sie nicht erkennen könnten.

So war es auch hier.

Gespenstisch wirkten die kahlen Wipfel der Bäume. Dahinter das etwas hellere Grau, und unter den Bäumen standen die alten, wuchtigen Grabsteine. Manchmal glatt und kantig, andere wiederum kleine Kunstwerke aus Stein und Metall.

Mein Blick konzentrierte sich auf das Grab der Manon de Valois!

Ihr widerlicher Schädel, der wegen seiner Risse aussah, als würde er jeden Augenblick in zahlreiche Stücke zerfliegen, schwebte über dem Grab ebenso wie die Kugel mit Jane Collins. Von den beiden übergroßen Krallenhänden wurde sie gehalten. Diese ragten aus geisterhaften Nebelfetzen, die selbst der böige Wind nicht hatte

vertreiben können.

Wie groß war die Kugel?

Ich kam mir dumm vor, groß und klein zugleich. Auch Jane Collins im Innern wirkte nicht zwergenhaft.

Was wollte Manon de Valois von mir? Und was sollte ich dagegen unternehmen?

Wußte sie überhaupt, wen sie vor sich hatte? Daß ihr Bruder in mir wiedergeboren war? Wenn sie tatsächlich in ihrem normalen Leben derart starke Feinde gewesen waren, dann konnte diese Szene mit Mord und Totschlag enden.

Noch hatte ich es nicht geschafft, auf die Beine zu kommen. Ich stand auch nicht zu überhastet auf, weil ich die Geisterfrau auf keinen Fall reizen wollte.

Lebte der Schädel?

Ich suchte in den Augenhöhlen nach und glaubte, tief in den Öffnungen etwas Helles schimmern zu sehen. Das konnte natürlich auch eine Täuschung sein, rechnen mußte ich mit allem.

Auch Jane in der Kugel mußte klargeworden sein, daß die Reise ihr vorläufiges Ende genommen hatte. Die Beine hatte sie eingezogen, das Gesicht befand sich dicht hinter dem Glas oder aus welchem Material die Kugel immer bestehen mochte.

Weit geöffnete Augen signalisierten mir eine Botschaft, die ich nicht verstand.

Suchte sie um Rettung nach?

Daran glaubte ich fest, nur wußte ich nicht, was ich tun sollte. Der Totensturm war abgeflacht. Die anderen Gräber lagen in völliger Ruhe auf dem weiten Areal.

Mir kam es vor wie die große Spannung vor dem Knall.

Meine Beine zitterten ein wenig in Höhe der Knie. Der tote Dealer war durch den heranfegenden Orkan zur Seite gedrückt worden und lag neben einem Baum.

Mein Puls raste. Etwas strich kalt den Nacken hinab. Ein Gefühl, das ich kannte. Es stellte sich oft genug vor entscheidenden Situationen ein.

Langsam ging ich auf das Grab zu, den Schädel und die Kugel starr im Blick behaltend.

Noch tat die Geisterfrau nichts, aber das Maul in ihrem Schädel bewegte sich, als wollte sie sprechen.

Bisher hatte ich es vermieden, meinen letzten Trumpf auszuspielen. Das würde ich ändern.

Ich schob die rechte Hand in die Tasche. Die Finger glitten über das Kreuz hinweg. Ich konnte fühlen, daß sich das Material leicht erwärmt hatte.

Also befand sich eine Magie in der Nähe, die dem geweihten Kreuz

gar nicht gefiel.

In der Faust hielt ich es verborgen, ging den nächsten Schritt und vernahm eine geisterhafte Frauenstimme, die aus allen Richtungen zu kommen schien.

»Meinen Bruder habe ich nicht bekehren können, dich aber werde ich bekehren…«

***

Ich ging nicht mehr weiter. Wenn es sein mußte, konnte ich Manon de Valois mit einem Sprung erreichen. Vorerst jedoch blieb ich stehen und wartete ab.

Ich hätte sie möglicherweise angegriffen, nur mußte ich auch an Jane Collins denken, die sich als Trumpf im wahrsten Sinne des Wortes in ihren Klauen befand.

Scharf atmete ich durch die Nase. Meine Kehle kam mir ausgetrocknet vor, als ich rauh eine Frage stellte. »Zu wem hin willst du mich bekehren und weshalb?«

»Baphomet!«

Ein Wort nur, jede Silbe wurde betont, aber er war mit einem dunklen Timbre versehen.

»Ich soll Baphomet dienen?«

»Du oder mein Bruder. Letztendlich ist es egal. Zwar ist viel Zeit vergangen, aber die Probleme sind die gleichen geblieben, wie du bestimmt weißt.«

»Es stimmt. Baphomet wurde erneut geboren und versucht Diener unter den Menschen zu finden, doch Asmodis hält dagegen.«

Das Lachen, das mich erreichte, klang triumphierend und ließ mich erzittern. »Asmodis!« Ich konnte den Namen kaum verstehen, weil er in das Lachen hineingesprochen worden war. »Er hat hoch gespielt, und er hat verloren.«

»Nein, er wird.«

»Doch er wollte verhindern, daß ich den Friedhof in Besitz nehme. Ich habe sie aus seinen Klauen gerettet. Sie wäre ansonsten das siebte Opfer eines siebten Sohnes geworden. Wenn das eingetreten wäre, hätte er es geschafft, glaub mir…«

»Er hat sich einen Helfer gesucht.«

»Ja, er machte ihn zum Zombie. Du mußt mir dankbar sein, daß ich diese Frau aus den Klauen befreit habe.«

»Das bin ich auch.«

»Dann beweise es!« fauchte mir die Stimme entgegen. Der Knochenschädel bewegte sich dabei, als bestünde er aus dünnem Gummi, aber er zerplatzte nicht.

»Was soll ich tun?«

Plötzlich hörte ich die andere Stimme, es war Hectors. »Laß dich auf

nichts ein, John! Die ist raffiniert und verdammt gefährlich.«

»Verstanden!« schickte ich meine gedankliche Antwort zwischen Zeit und Raum.

»Sie will die alten Zeiten zurückkehren lassen. Ihr Totensturm darf nicht über die Stadt brausen…«

Ich hoffte nur, daß Manon de Valois nichts von der Unterhaltung zwischen ihrem Bruder und mir mitbekommen hatte. Sie war eine Mitläuferin Baphomets, sie wollte das Grauen. Damals schon, als alles anders gewesen war. Wenn ich daran dachte, wie lange sie in der Friedhofserde gelegen hatte, wunderte ich mich über ihr Aussehen.

Eigentlich hätte sie längst verwest sein müssen, ein Häufchen Staub, möglicherweise ein paar Knochensplitter, doch kein Schädel und diese Klauen. Beides mußte eine besondere Bedeutung haben.

Ich wollte sie noch hinhalten und erkundigte mich, weshalb sie so ungewöhnlich aussah.

»Man konnte mich nicht töten«, raunte sie mir entgegen. »Ich hatte einen guten Schutz. Wer dem Pfad Baphomets vertraut, kann darauf hoffen, zu überleben.«

»Das ist wie beim Teufel.«

»Asmodis meinst du!«

»Sicher.«

Der bleiche Schädel nickte. Der Wind war eingeschlafen. Nichts bewegte sich mehr. Ich hörte keine Geräusche. Weder das Schleichen irgendwelcher Schritte, nur das Rascheln der Tiere im Gras.

Die Stille des Jenseits hielt diese Welt umfangen.

Über meinen Rücken rann ein kalter Schauer. Er setzte sich fest und blieb als zweite Haut liegen. Dunkelheit, dahinter fahles Licht, die mächtigen Bäume, die Grabsteine, dann der Schädel und die Kugel. Sie alle schufen die Kulisse für das schauerliche Finale.

Manon de Valois kam zum Thema. »Damals schon habe ich es versucht und es nicht bekommen. Mein Bruder hat es nicht getan. Er verfluchte mich statt dessen, und ich wurde aus diesem Grunde zu seiner Todfeindin. Er starb, doch er verging leider nicht. Bei mir war es das gleiche. Wir lebten weiter. Jeder auf unterschiedliche Art und Weise. Sein Geist wurde in dir wiedergeboren, und das, was sich damals in seinem Besitz befand, hat den Weg zu dir gefunden. Es ist sehr nahe für mich. Ich brauche nur mehr zuzugreifen. Ahnst du, um was es sich handelt?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Es ist dein Kreuz!« quoll es dumpf aus dem Maul des Schädels.

»Dein Kreuz gegen ihr Leben. Ein einfacher Tausch, mehr nicht.«

Hector de Valois hatte mich vor seiner Schwester gewarnt. Nicht zu unrecht, wie ich nun erfahren mußte. Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Für Manon de Valois war es eine sehr simple

Rechnung, für mich weniger. Ich hatte kein Interesse daran, mich von meinem Beschützer zu trennen.

Sie spürte, daß etwas in mir vorging. »Du willst nicht, John Sinclair. Ist dir das Leben dieser Person in meiner Kugel überhaupt nichts wert? Soll sie sterben?«

»Natürlich nicht.«

»Dann trenne dich von deinem Kreuz!«

»Du willst es haben!« Diesmal lachte ich. »Aber nicht doch. Wie kann ein dämonisches Wesen mein Kreuz nehmen? Es würde dich vernichten, zerstören, zerfetzen…«

»Nein, nein, so ist das nicht.«

»Wie dann?«

»Dieses Kreuz wird mir nichts tun, Sinclair. Ich weiß es, denn ich kenne es länger als du. Es hat mir auch damals nichts getan, als mein Bruder es noch besaß. Ich habe mir einen Schutz aufgebaut. Wenn ich dir schon diesen Vorschlag mache, kannst du mir auch glauben.«

Das tat ich allmählich. Diese Person würde nicht so dumm sein und sich eine eigene Falle stellen. Allmählich geriet ich doch in Zugzwang, was mir nicht gefiel.

»Mach schon!« forderte sie mich auf.

Ich hob die Schultern. »Du weißt, daß es mein ein und alles ist. So einfach kann ich es nicht hergeben.«

»Dein ein und alles? Willst du wirklich, daß sie stirbt? Ist es dir wichtiger als das Leben dieser Frau, die in meiner Kugel steckt?«

Der Schädel bewegte sich und schien die Kugel direkt anzusehen.

Noch immer befand sich Jane Collins in ihr, als wäre sie damit beschäftigt, auf dem Jahrmarkt einem staunenden Publikum irgendwelche Künste vorzuführen. Sie bemühte sich verzweifelt um eine Befreiung. Nicht allein ihren Bewegungen sah ich dies an, auch dem Gesichtsausdruck, der ständig wechselte.

Manchmal wirkte er brutal, dann wieder schien er verzweifelt um Hilfe zu bitten. Ich ahnte, was in ihr vorging. Womöglich versuchte sie, die Kräfte zu aktivieren, die noch in ihr steckten. Jane war eine Hexe gewesen. Ein Teil dieser Kräfte glühte noch als Funke tief in ihrem Innern. Schon einmal war es ihr gelungen, den Funken zu einer Flamme werden zu lassen, als es gegen Magico ging. Diesmal schaffte sie es nicht, weil die verfluchte Kugel sie räumlich einengte.

»Die Kugel?« fragte ich. »Was bedeutet sie?«

»Sie ist meine Garantie«, erwiderte die Mischung aus Geist und Schädel. »Unzerstörbar. Ich besaß sie zu Lebzeiten, ich habe sie auch noch im Tod bei mir behalten. Sie hat einmal einem mächtigen Dämon gehört, der die Welt beherrschen wollte. Er hatte vorgehabt, den gesamten Planeten Erde mit dieser Haut zu überziehen. Die Kugel war ein Versuch, der sich gelohnt hat.«

»Woraus besteht sie?«
»Aus einer dünnen Haut. Sie setzt sich zusammen aus den bösen Gedanken finsterer Dämonen, die sichtbar geworden sind, in einer Welt, die dir unbekannt ist. Ich habe sie als Erbe bekommen. Ich werde dir zeigen, was mit ihr geschehen kann.«
Die beiden Klauenhände rechts und links der Kugel bewegten sich plötzlich. Von beiden Seiten bekam sie Druck und wurde zusammengepreßt, wie ich mit Schrecken erkennen mußte.
Auch Jane Collins merkte dies. Sie hatte plötzlich weniger Platz, zog die Beine an, rollte den Körper zusammen und versuchte verzweifelt, an der Kugel in die Höhe zu klettern, was ihr aber nicht gelang, denn sie rutschte schon beim Versuch wieder ab.
»Ich kann sie noch mehr zusammenpressen!« versprach Manon de Valois. »Dann wirst du sehen, wie…«
»Es reicht!«
Die Klauenhände nahmen wieder die normale Haltung ein. »Gut, Träger des Kreuzes. Es liegt an dir, ob du sie rettest oder nicht. Her mit dem Kreuz!«
»Ja!« sagte ich.
Jane Collins mußte jedes Wort verstanden haben. Nach meiner letzten Antwort ruckte ihr Kopf hoch. Aus ungläubig geweiteten Augen starrte sie mir entgegen. Jane wollte einfach nicht glauben, daß ich ihretwegen mein Kreuz opferte.
Ich nickte ihr zu.
Sie sprach, nur hörte ich nichts. So wie sie die Lippen bewegte, kam es mir vor, als würde sie meinen Namen rufen. Damit erreichte sie auch nichts, ich hatte mich entschlossen, das Kreuz abzugeben, und hoffte, daß sich Manon an die Regeln hielt.
Daran wiederum glaubte ihr Bruder nicht, der sich mit mir in Verbindung setzte. Für eine winzige Zeitspanne erschien sein Gesicht in der Mitte des Kreuzes. Er warnte durch seinen Blick und auch durch die Worte, die mich auf telepathischem Weg erreichten.
»Nein, John, du darfst ihr nicht vertrauen. Sie wird dich reinlegen wollen.«
»Was soll ich denn tun?«
»Jane Collins opfern…?«
»Das werde ich nicht!«
Ich war während unseres unhörbaren Zwiegesprächs näher auf das Grab zugeschritten. Allmählich verblaßte das Bild des bärtigen Templers in der Kreuzmitte. So normal wie immer lag es auf meiner Handfläche. Mein Gesicht war unbewegt. Niemand sollte die Gedanken davon ablesen können, erst recht nicht Manon.
Ich vermied den Blickkontakt mit Jane Collins. Man hatte mir erklärt, daß Manon ein falsches Spiel treiben würde. Gut, auch ich war nicht

ohne.

Es kam darauf an, wer die besseren Nerven besaß.

Sie redete wieder. »Asmodis hat versucht, diesen Friedhof in seine Gewalt zu bekommen. Er wußte, daß Baphomet sich durch mich hier ein Zentrum bauen wollte. Aber er hat es nicht geschafft. Letztendlich war ich stärker und habe ihm das letzte Opfer entrissen. Unter dieser Erde liegen sehr viele Personen begraben, deren Geister sich aus der anderen Welt befreien werden und zum Totensturm ansetzen. Ich werde sie dem großen Baphomet entgegenführen. Eine Anführerin der geisterhaften Heerscharen. Ritterin Baphomets…«

Ich hatte das Grab erreicht. Der nächste Schritt brachte mich auf die weiche Unterlage. Ich dachte an den toten Dealer, der mit dem Kopf nach unten in der Erde gesteckt hatte. Mit einer ähnlichen Aktion mußte ich auch bei Jane und mir rechnen.

Noch nie zuvor hatte ich den Schädel der Manon de Valois aus dieser unmittelbaren Nähe gesehen. Er war wirklich gewaltig, anders als normale Totenköpfe. Im Grunde weiß, darüber jedoch lag ein blaues Schimmern, das aus den dünnen Ritzen zu dringen schien.

Tief in die Augenhöhlen hinein glitt mein Blick. Es waren keine leeren Schächte, denn am Ende glaubte ich, eine weiße, sich bewegende Masse zu entdecken.

Die linke Hand trug das Kreuz. Bewegungslos lag es auf der Fläche. Die schmale Silberkette hatte sich zusammengeringelt. »Hier ist es!« flüsterte ich dem geisterhaften Wesen entgegen. »Hier ist mein Kreuz. Nimm es an dich.«

»Nein, ich rühre es nicht an!«

»Du hast Angst?«

Sie ging überhaupt nicht auf meine Frage ein, sondern gab mir eine andere Antwort. »Du wirst dich jetzt bücken und das Kreuz auf das Grab legen.«

»Und dann?«

»Danach gehst du wieder dorthin, wo du hergekommen bist. Das ist alles.«

»Ich werde nicht allein gehen!« erklärte ich.

Aus dem leicht vibrierenden Maul drang mir die nächste Frage entgegen. »Weshalb nicht? Was willst du noch?«

»Jane Collins. Sobald ich das Kreuz auf dein Grab gelegt habe, möchte ich, daß du Jane Collins befreist. Ich will sie bei mir haben. Ist das klar?«

»Ich weiß.«

Die Antwort gefiel mir nicht. Wieder erinnerte ich mich an die Warnungen Hector de Valois'. Welch einen verdammten Trick hielt Manon noch in der Hinterhand?

Ich konnte es drehen und wenden, es blieb mir nichts anderes übrig,

als mich ihrem Willen zu beugen. Ohne die schaurige Gestalt aus den Augen zu lassen, bückte ich mich und legte das Kreuz auf das Grab. Die Erde berührte meine Finger. Sie kam mir kühl vor, als würden kleine Eisstücke zwischen ihr schwimmen.

Als ich es losließ, da umkrampfte eine harte Hand mein Herz. Ich kam mir vor, als hätte ich ein Stück von mir selbst weggegeben. Das Kreuz gehörte zu mir wie das berühmte Salz in die Suppe.

»Ja, das ist gut«, flüsterte der Schädel. »Das ist sehr gut. Du gefällst mir. Jetzt tritt zurück.«

»Und Jane?«

»Ich halte mein Versprechen«, erwiderte sie, lachte auf und schleuderte die Kugel plötzlich in die Höhe.

Ich stand auf dem Sprung, um mein Kreuz wieder an mich zu reißen, sah jedoch ein, daß sie ihr Versprechen gehalten hatte. Die Kugel verschwand auf wundersame Art und Weise, mit ihr Jane Collins, die jedoch einen Lidschlag später neben mir hochwuchs und sich an mir festklammerte. Ihre Hände lagen auf meiner linken Schulter. Das Gesicht war totenbleich, die Lippen zitterten.

»John, ich habe alles gehört. Was hast du getan? Meine Güte, du kannst doch nicht…«

»Bitte, Jane, sei jetzt ruhig.«

»Wie du…« Sie stieß zischend den Atem aus, als sie sah, was mit dem Grab geschah.

Zuerst sah es so aus, als wollte es eine gewaltige Welle schlagen.

Es bäumte sich hoch, die feuchte Erde bildete einen kleinen Hügel, auf dessen Spitze mein Kreuz lag und einen für mich matten Glanz abstrahlte. Es sah so aus, als hätte es sämtliche Kraft verloren, was ich aber nicht glauben wollte.

Der Hügel blieb, der Schädel ebenfalls. Er schwebte darüber. Flatternde, geisterhafte Schlieren tanzten über das Kreuz hinweg, und die beiden Hände schwebten so, als wollten sie den Hügel umfassen.

»Irgend etwas wird passieren, John. Ich spüre es. Es kommt was auf uns zu.« Jane bewegte den Kopf, als könnte sie erkennen, was sich da anbahnte.

»Der Totensturm?« fragte ich.

»Es kann sein. Ich hätte an deiner Stelle nicht…« Sie verschluckte sich fast, denn sie starrte aus gebannten Augen gegen den kleinen Hügel, der sich bewegte.

Diesmal sackte er zusammen, riß die Erde mit und auch mein Kreuz.

Manon de Valois hatte es geschafft. Ein Geistwesen, das mit gezinkten Karten spielte; ich war der Dumme.

Und Manon lachte. Sie freute sich tierisch über den Erfolg. Jane und ich sahen das Kreuz nicht mehr. Dafür hörten wir Manons Stimme.

»Der Totensturm!« brüllte sie. »Der Totensturm wird euch vernichten!

Er ist da…«

***

Im nächsten Moment brach die Hölle los.

Mir fiel der Vergleich mit dem Jüngsten Gericht ein. Wieder rauschte der gewaltige Orkan heran. Er war furchtbar. Er schüttelte die Bäume, er packte das Astwerk, heulte um die Stämme, wütete gegen die Grabsteine und sorgte dafür, daß sich die Büsche vor ihm duckten.

Licht und Schatten mischten sich zu einer dunkel und hellen Farbskala. Blitze erschienen aus der Unendlichkeit des Himmels. Sie zuckten heran, berührten aber nicht den Boden, sondern bildeten helle, leuchtende Ringe, die den Friedhof umspannten.

Der Schädel stand im Zentrum. Bleich, groß, unheimlich. Er war immens gewachsen, weit klaffte das Maul auf, aus dem Nebelfetzen flogen. Die Pranken durchschlugen die Luft, und innerhalb des gewaltigen Spiels aus Wind, Wolken, Dunkelheit und Licht erschien riesengroß eine geisterhafte Gestalt am Himmel.

Baphomet!

Der Unheimliche mit den beiden Hörnern. Nie hatte ich ihn so groß und gewaltig gesehen. Der Totensturm wehte ihn heran. Ich hörte die kreischende Stimme Manons.

»Baphomet…?« brüllte sie unter Donnergetöse. »Baphomet! Du wirst kommen. Dein Jüngstes Gericht ist vorbereitet worden. Laß den Totensturm die Gräber auffegen, hole deine Diener hervor. Ich habe dir den Weg geebnet.«

»John!« kreischte Jane. »Was können wir noch tun? Du mußt etwas unternehmen.«

Da hatte sie recht, und ich wußte auch schon was. Dieser Friedhof sollte auf keinen Fall zu einem Stützpunkt Baphomets werden. Manon hatte uns gegenüber ein falsches Spiel getrieben. Ich hatte auch noch einen Trumpf in der Hinterhand behalten.

Beim ersten Aufbrausen des Orkans, war ich so schlau gewesen und hatte mich hingekniet. Auch Jane Collins kniete. Sie war von mir kurzerhand mitgerissen worden.

Der Sturm orgelte herum. Er umtobte uns mit einer brutalen Macht. Die Geräusche erinnerten mich an das hohle Jaulen irgendwelcher verstimmter Orgelpfeifen.

Ich setzte alles dagegen.

Jane klammerte sich an meiner Schulter fest, als ich den Kopf hob und dem schräg über dem Totenacker schwebenden Baphomet ins Gesicht schaute.

Vergessen war Manon, er zählte. Sein herrisches Grinsen, der Ausdruck des wilden Triumphs.

Ich hielt dagegen.

Mit der Formel, die das Kreuz aktivierte.
So laut, daß meine Stimme fast überkippte, brüllte ich sie heraus.
»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«
Das waren die Worte, die gesprochen werden mußten. Zum zweitenmal innerhalb einer Minute änderte sich die Szenerie.
Diesmal nach meiner Regie!

***

Manon de Valois' Grab explodierte!
Eine gewaltige, innen steckende Kraft hatte dafür Sorge getragen.
Sie schleuderte Dreck und Lehm mit einer elementaren Wucht in die Höhe, und sie folgte damit dem Befehl des Kreuzes.
Licht erschien.
Grell und gleißend.
Gleichzeitig entstand etwas in den Wolken, ein riesiges Kreuz! Ein Zeichen im Himmel, ein Fanal des Guten, das alles Böse und auch den Schrecken von der Erde wegfegen wollte.
Hell und glänzend zeichnete es sich in der grauen Finsternis ab.
Der Sieg des Lichts über das Böse. Ein Kreuz, das den gesamten Friedhof einnahm, und auch Baphomet nicht verschonte.
Jane und ich knieten am Boden. Wir kamen uns vor wie kleine Kinder, die den Weihnachtsmann anstaunten. Selbst konnten wir nicht mehr eingreifen, denn die beiden Urkräfte bekämpften sich gegenseitig.
Die gewaltige Schattengestalt Baphomets zitterte, als würde sie von Stromstößen durchjagt werden. Wolken umtanzten sie geisterhaft, wurden durch die Kraft des Lichts zerrissen, zerfetzt und einfach weggeweht. Dann kippte Baphomet. Für uns jedenfalls sah es so aus, als hätte das große Panorama über ihm einen Trichter gebildet, der ihn kurzerhand aufsaugte.
Ich hörte keine Schreie. Die Gestalt war lautlos erschienen und wurde ebenso wieder zurückgetrieben.
Wirbel und Kreise entstanden. Das helle Licht des Kreuzes, das auch nicht von den Totenschatten verschluckt werden konnte, räumte diesen Friedhof frei, damit er nicht zu einem Hort des Bösen wurde. Er sollte so bleiben, wie er war.
Zuckende Schreie hallten uns entgegen. Dann sahen wir den Schädel der Manon de Valois.
Er hatte sich zu einem makabren Tanz entschlossen, wirbelte durch die Luft, jagte in die Kronen der Bäume, wurde verscheucht, fiel zu Boden, tickte auf, tanzte abermals hoch und glühte auf, wie ein Komet, als er in die Mitte des sich abzeichnenden Kreuzes hineinraste.
Dort sahen wir übergroß das Gesicht Hector de Valois' als Schatten.
Es war nicht zu glauben. Jane und ich spielten die Statisten bei dieser

magischen Familienfehde.

Bruder und Schwester waren wie Feuer und Wasser. Der Schädel brannte, ohne daß er Flammen abgab. Die Klauenhände waren ebenfalls noch vorhanden, doch auch sie verloren an Kraft.

In lappenartigen Stücken fiel die Haut in das Zentrum hinein und verdampfte. Die Krallen lösten sich ebenfalls auf. Sie erinnerten mich an Kalkstücke, die jemand in eine Säure getunkt hatte. Plötzlich waren sie weg.

Wie auch der Schädel…

Ich hörte die Stimme in meinem Gehirn. »Gratuliere, John, gratuliere wirklich. Du warst um die berühmte Idee besser als meine Schwester Manon.«

»Nein, nicht ich, das Kreuz!«

»Ihr gehört doch zusammen – oder?«

»Kann sein. Aber was ist mit Manon? Ist sie vernichtet?«

»Ich hoffe es. Es wird dann jedenfalls keinen Schädel mehr geben. Höchstens ihren Geist. Au revoir, mein Freund, und gib auf dich acht…«

Es waren seine letzten Worte, denn in diesem Moment brach die von mir aufgebaute Weiße Magie zusammen.

Eine völlig normale Umgebung lag vor uns. So genau kannten wir den alten Friedhof von Montmartre.

»Dein Kreuz, John, dein Kreuz!« Jane preßte ihre Hände gegen die Stirn. Dann stand sie auf, lief auf Manons Grab zu und nahm das Kreuz an sich.

Als sie es mir in die Hand drückte, leuchteten ihre Augen…

***

Arm in Arm verließen wir den Friedhof, der zu einer wahren Hölle hatte werden sollen. Es tat uns gut, daß wir diesen bösen Zauber hatten zerstören können.

Auf meinen Lippen lag ein Lächeln. Jane lächelte ebenfalls, nur etwas erschöpfter als ich.

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie es in der Kugel gewesen war. Aber sie hat mich vor dem Frauenmörder gerettet.«

»Manchmal ist das Leben eben kompliziert.«

Am Eingang des Friedhofs blendeten uns die Lichter eines anfahrenden Wagens. In ihm saßen Suko und Lady Sarah.

Wir fielen uns in die Arme, redeten, erzählten und kamen uns vor wie neugeboren.

Was irgendwie auch stimmte, besonders bei Jane Collins…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 562 »Mordnacht in Paris«